

# Gedenkstätten Rundbrief



- 3 »Den erstickten Seelen zum Gedenken«  
Ein Mahnmal für die von den deutschen Besatzern ermordeten  
Patienten und Patientinnen  
des Psychiatrischen Krankenhauses Mogilew  
*Gerrit Hohendorf, Roswitha Lauter, Ullrich Lochmann, Maike Rotzoll*
- 11 Zeitzeugenberichte in der Gedenkstättenpädagogik  
*Wolf Kaiser*
- 16 Die Darstellung von Zeitzeugen in den visuellen Medien  
der Dauerausstellung der Gedenkstätte Bergen-Belsen  
*Diana Gring*
- 21 Die Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert  
*Beate Welter und Steffen Reinhard*
- 32 Denkmale in Verden. Überlegungen zur Erinnerungskultur  
und Demokratiebildung  
*Christl Wickert*
- 40 Veranstaltungshinweise
- 41 Programm und Anmeldeformular  
53. Bundesweites Gedenkstättenseminar  
Hinzert/Trier, 27.–29. Mai 2010  
Die Geschichte der Polizeihaftlager – das Beispiel des SS-Sonder-  
lagers/KZ Hinzert und dessen Aufarbeitung in der Gedenkstätte  
in Hinzert
- 45 Rezension  
Janine Doerry, Alexandra Klei, Elisabeth Thalhofer,  
Karsten Wilke (Hg.), NS-Zwangslager in Westdeutschland,  
Frankreich und den Niederlanden. Geschichte und Erinnerung  
*Juliane Brauer*

Titel: Besucherzentrum der Gedenkstätte Bergen-Belsen. Besucherinnen beim  
Anschauen und -Hören von Zeitzeugeninterviews.  
Foto: Stiftung Niedersächsische Gedenkstätten/Gedenkstätte Bergen-Belsen  
Siehe auch die Beiträge von Diana Gring und Wolf Kaiser zu Zeitzeugen-  
präsentation in Gedenkstätten in diesem Heft.

# »Den erstickten Seelen zum Gedenken«

EIN MAHNMAL FÜR DIE VON DEN DEUTSCHEN BESATZERN  
ERMORDETEN PATIENTEN UND PATIENTINNEN  
DES PSYCHIATRISCHEN KRANKENHAUSES MOGILEW

*Gerrit Hohendorf, Roswitha Lauter, Ullrich Lochmann, Maike Rotzoll*

Am 2. Juli 2009 wurde auf dem Gelände des Psychiatrischen Gebietskrankenhauses in Mogilew (Weißrussland) ein Mahnmal enthüllt, das den von den deutschen Besatzern 1941/42 ermordeten Patientinnen und Patienten des Krankenhauses gewidmet ist. Soweit bekannt ist dies das erste Mahnmal seiner Art auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion. Hier wird eine Gruppe von Opfern der nationalsozialistischen Terrorherrschaft in den Blick genommen, denen bisher weder in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion noch in Deutschland und Österreich überhaupt Beachtung geschenkt wurde, eine Opfergruppe, über die in der historischen Forschung zu den nationalsozialistischen »Euthanasie«-Verbrechen und zum Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion bisher kaum etwas bekannt ist.

Dies erstaunt insofern, als uns ein erschütterndes Filmdokument aus Mogilew überliefert ist, das abgemagerte, nackte oder in Decken gehüllte Menschen zeigt, welche auf Karren herangefahren und in ein Gebäude geführt werden, in das über Metallschläuche offensichtlich Autoabgase eines PKW der Marke Adler eingeleitet werden. Dieses Filmdokument aus dem Nachlaß des Chefs des Reichskriminalpolizeiamtes und Leiters der Einsatzgruppe B Arthur Nebe war Beweismaterial im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess und wurde zuletzt auch in der Ausstellung »Tödliche Medizin« des United States Holocaust Memorial Museum gezeigt, die 2007 im Deutschen Hygiene Museum in Dresden und 2009 im Jüdischen Museum Berlin zu sehen war. Jedoch ist jeweils der Kontext der systematischen Ermordung der Psychiatriepatienten und -patientinnen in der Sowjetunion nicht eigens rekonstruiert worden. Bekannt war die Vergasung der Psychiatriepatienten und -patientinnen in Mogilew durch den 1967 vor dem Landgericht Stuttgart geführten Prozess gegen den Chemiker Albert Widmann, der auf Befehl von Nebe die technischen Voraussetzungen für die Tötung der Patienten und Patientinnen in einem zur Gaskammer umfunktionierten Raum des Krankenhauses in Mogilew geschaffen hatte. Die Stuttgarter Zeitung berichtete damals unter dem Titel: »Sprengstoff, Gas und Medikamente ... Der bibelfeste Dr. Widmann«.

Wenige Jahre später, jedoch ohne Kenntnis des Stuttgarter Verfahrens, wurde vom Bezirksgericht Karl-Marx-Stadt (heute: Chemnitz) der Bergarbeiter Georg Frentzel, der seine Tätigkeit im Einsatzkommando 8 in der DDR über 30 Jahre erfolgreich verschweigen konnte, u. a. wegen seiner Beteiligung an der Ermordung der Psychiatriepatienten in Mogilew zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Beide Strafverfahren gaben jedoch bis vor kurzem keinen Anlass zu einer systematischen Untersuchung der Ermordung psychiatrischer Patientinnen und Patienten auf dem Gebiet der Sowjetunion durch die Einsatzgruppen und Einsatzkommandos, die die Vernichtung der rassisch und politisch unerwünschten Teile der Zivilbevölkerung und eben auch der als »lebensunwert« angesehenen Patientinnen und Patienten der psychiatrischen Krankenhäuser betrieben.

Die Bevölkerung Weißrusslands hat in ganz besonderem Maße unter dem Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion gelitten. Die Kriegsziele waren von Anfang an auf die Separation, Ausschaltung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung, auf die Zerstörung der politischen und wirtschaftlichen Intelligenz des Landes, auf die Vernichtung des Kommunismus und die Ausbeutung von Industrie, Landwirtschaft und Arbeitskräften ausgerichtet. Ein Viertel der weißrussischen Bevölkerung, Zivilisten und Kriegsgefangene (2,2 Millionen Menschen) kam während der Besatzungszeit ums Leben.

Das systematische Vorgehen von Wehrmacht und Einsatzgruppen bereits zu Beginn der Besatzungszeit im Herbst 1941 gegen die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft, gegen die psychisch kranken und geistig behinderten Menschen in den psychiatrischen Kliniken und Kolonien vorgingen und den größten Teil von ihnen ermordeten, ist ein bisher kaum beachtetes Faktum dieser Besatzungspolitik. Dabei läßt sich zeigen, dass diese Krankenmorde entscheidend von der »Ideologie der Vernichtung lebensunwerten Lebens« geprägt waren, die auch das »Euthanasie«-Programm im Deutschen Reich bestimmt hat. Seit Kriegsbeginn 1939 waren in deutschen Heil- und Pflegeanstalten psychisch kranke und geistig behinderte Menschen durch Gas, überdosierte Medikamente und Verhungernlassen ums Leben gekommen und ihr Tod gegenüber den Angehörigen als »Erlösung« deklariert worden. Dabei kann der 2. Weltkrieg – was Deutschland angeht – nicht nur als ein »Krieg nach außen«, sondern auch als ein »Krieg nach innen« begriffen werden, der auf die Selektion und Vernichtung der als politisch, rassistisch oder erbbiologisch minderwertig angesehenen Bevölkerungsteile angelegt war.

### **Krankenmorde in der Sowjetunion**

Als der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion am 22. Juni 1941 begann, hatte die »Aktion T4«, die systematische Erfassung, Selektion und Tötung der Patientinnen und Patienten in den Heil- und Pflegeanstalten des Deutschen Reiches und der angegliederten Gebiete gerade ihren Höhepunkt erreicht und im Protektorat Böhmen und Mähren bereitete man sich vor, die »Aktion« auch auf die dort lebenden deutschen Anstaltspatienten auszudehnen. Doch wurde die Gasmordaktion nach der Protestpredigt des Münsteraner Bischof Clemens Graf von Galen am 24. August 1941 auf mündlichen Befehl Hitlers eingestellt, vermutlich um die Kriegsbereitschaft der deutschen Bevölkerung nicht durch eine drohende öffentliche Auseinandersetzung um die »Euthanasie«, die mit einer Verhaftung des Bischofs verbunden gewesen wäre, zu gefährden. Gleichwohl gingen die Tötungen in den Kinderfachabteilungen, in den Hungerhäusern und in einzelnen Heil- und Pflegeanstalten mit besonders hoher Sterberate weiter.

Es verwundert also nicht, dass die dem »Euthanasie«-Programm zugrundeliegende Selektion der Bevölkerung nach ihrem Lebenswert Bestandteil der Vernichtungsziele der Einsatzgruppen und Einsatzkommandos im Krieg gegen die Sowjetunion gewesen ist. Obwohl die SS Heinrich Himmlers im Deutschen Reich nicht mit dem »Euthanasie«-Programm in Verbindung gebracht werden wollte und die SS-Mitgliedschaft des Personals der sechs Gasmordanstalten auf dem Gebiet des Deutschen Reiches nach außen nicht erkennbar sein durfte, zeigen die Krankentötungen auf dem Gebiet der Sowjetunion – wie schon im besetzten Polen seit dem Jahr 1939 – dass die »Vernichtung lebensunwerten Lebens« zentraler Bestandteil der ideologischen Ausrichtung der SS-geführten Sonder- und Einsatzkommandos war. Im rückwärtigen Frontgebiet waren den Heeresgruppen der Wehrmacht vier Einsatzgruppen mit den Buchstaben A, B, C,

D zugeordnet, die in Kooperation und Absprache mit der Wehrmacht die »Säuberung« der besetzten Gebiete übernahmen und die aus Sicht der Wehrmacht die Sicherheit und die Nachschubwege der vorrückenden Fronttruppen gewährleisten sollten. Mit dem Feindbild des »jüdischen Bolschewismus« wurden die Regeln des Kriegsvölkerrechts und jegliche Maßstäbe der Humanität außer Kraft gesetzt. Die Kriegsgefangenen der Roten Armee wurden durch Hunger und Zwangsarbeit rücksichtslos der Vernichtung preisgegeben. Die Mordaktionen der Einsatzgruppen richteten sich einerseits gegen die jüdische Bevölkerung, die systematisch in unvorstellbaren Massakern vernichtet wurde, andererseits gegen kommunistische Funktionäre, Partisanen, Sinti und Roma, sogenannte »Asoziale« und eben auch gegen die Menschen in den Psychiatrischen Krankenhäusern. Als Tötungstechniken kamen Massenerschießungen, Vergasungen durch vor Ort eingerichtete Gaskammern oder durch Gaswagen, Vergiftungen durch Medikamente, Sprengungen, Verhungernlassen oder Erfrieren zum Einsatz. Zum Teil wurden diese Tötungsmethoden kombiniert.

Die psychisch kranken Menschen galten aber nicht innerhalb der SS, sondern auch in der Wehrmacht als unkontrollierbar, gefährlich und als Quelle von Seuchen. Sie wurden als »unnütze Esser« angesehen, ein Bevölkerungsteil, der für die Zwecke der Besatzung ökonomisch nicht ausgebeutet werden konnte. So notierte Generalstabschef Franz Halder im September 1941 zu den Irrenanstalten bei der Heeresgruppe Nord lapidar: »Russen sehen Geistesschwache als heilig an. Trotzdem Tötung notwendig.«

Insgesamt lässt sich eine stufenweise Radikalisierung der von Wehrmacht und den Einsatzgruppen durchgeführten Maßnahmen gegen die psychisch kranken Anstaltspatienten und -patientinnen erkennen. Zunächst wurde die Verpflegung der Anstaltsbewohner von der Militärverwaltung unter das Existenzminimum gedrückt. So wurden die Ärzte des Psychiatrischen Krankenhauses in Winniza (Ukraine) von der Militärverwaltung angewiesen, nur noch 100g Brot pro Tag auszuteilen. Die Nahrungsmittelvorräte des mit einer großen Landwirtschaft ausgestatteten Krankenhauses wurden von der Wehrmacht eingezogen. Auf Protest der Ärzte ließ der zuständige Gebietskommissar verlauten: »Für psychisch Kranke sind selbst 70g Brot zuviel.« Doch ging die Tötung durch Verhungern nicht schnell genug. Im Herbst 1941 wurden 800 Kranke erschossen und dann 700 durch Einflößen von Giften ermordet. Das Anstaltsgelände wurde schließlich von der Wehrmacht als Sanatorium und Kasino genutzt. Auf die Reduktion der Nahrungsmittelzuteilung folgte also meist die Vernichtung der arbeitsunfähigen Kranken und schließlich ab der Jahreswende 1941/42 auch die Liquidierung der gesamten Anstalt, um die Räume für die Zwecke der Wehrmacht, z. B. als Lazarett zu nutzen.

Unter den ermordeten psychisch kranken Menschen waren auch behinderte Kinder. Zum Beispiel wurden im Sommer 1942 die Kinder des Kinderheims in der an der Ostküste des Asowschen Meeres gelegenen Stadt Jeissk von einem Einsatzkommando der Einsatzgruppe D in Gaswagen (»Seelentöter«) verladen und auf qualvolle Weise ums Leben gebracht.

### **Die Ermordung der psychisch kranken Menschen in Weißrussland und Mogilew**

Im Bereich der Einsatzgruppe B, die in Weißrussland operierte, läßt die organisatorische Verbindung zur »Euthanasie«-Zentrale T4 besonders gut nachweisen. Die Einsatzgruppe B wurde von dem bereits erwähnten Arthur Nebe geführt. Nebe war eine wichtige Verbindungsfigur zwischen dem Reichssicherheitshauptamt und der »T4« und etwa für

die Lieferung der Gasflaschen an die Tötungsanstalten zuständig. Insofern ist es auch verständlich, wenn er sich berufen fühlte, die »Vernichtung lebensunwerten Lebens« in der Sowjetunion fortzusetzen. Nachdem die Massenerschießungen insbesondere von »Geisteskranken« für die Einsatzgruppen als sehr belastend angesehen wurden und es zu Befehlsverweigerungen, Trunkenheitsexzessen und psychischen Belastungsreaktionen gekommen war, suchte Nebe im Auftrag von Heinrich Himmler nach angeblich »humaneren« bzw. effektiveren Tötungsmethoden: Himmler hatte im August 1941 zusammen mit Nebe im Minsker Gefängnis einer Massenerschießung beigewohnt und dabei einen Nervenzusammenbruch erlitten. Als Himmler die psychiatrische Kolonie Nowinki bei



Das EK 8 in Mogilew bei der Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung, Foto: BStU MfS HA IX/11 ZUV 9 Bd. 32, S. 8, Bild 2

Minsk besuchte, gab er Nebe den Befehl, die dortigen Kranken zu »erlösen«. Nebe beorderte daraufhin den Munitionsexperten Hans Schmidt und den Chemiker Dr. Albert Widmann vom Kriminaltechnischen Institut des Reichskriminalpolizeiamtes nach Minsk, um Sprengung und Vergasung als effektivere Tötungsformen zu erproben. Ausprobiert wurden diese Tötungsformen an den Patientinnen und Patienten der Psychiatrischen Krankenhäuser in Minsk und Mogilew. Nebe begründete die Anforderung von Widmann, der bereits für die »Euthanasie«-Zentrale als Vergasungsfachmann tätig war, damit, dass er nicht wisse, was er mit den dort vorhandenen Geisteskranken anfangen solle und er von seinen Leuten nicht verlangen könne, die unheilbaren Geisteskranken zu erschießen.

In einem Wald bei Minsk wurde im September 1941 eine Probesprengung an mindestens 24 Patienten des Minsker Psychiatrischen Krankenhauses durchgeführt. Die Patienten wurden in einen Unterstand gesperrt, der dann gesprengt wurde. Nachdem einige Patienten die Sprengung überlebt hatten und blutüberströmt hinaus krochen, wurden sie zurückgebracht und mit einer stärkeren Sprengladung getötet. Diese Sprengungen haben sich als Tötungsmethode aufgrund des unsicheren Erfolges und der weit verstreut einzusammelnden Leichenteile jedoch nicht durchsetzen können. Unmittelbar im

Anschluß an diese Probesprengung erprobte Widmann zusammen mit Nebe die Tötung von psychisch Kranken durch Kohlenmonoxydgas im Psychiatrischen Krankenhaus Mogilew, vermutlich Mitte September 1941.

Nach Aussage von Dr. Bradfisch, Chef des Einsatzkommandos 8, habe im Psychiatrischen Krankenhaus Mogilew zu diesem Zeitpunkt angeblich Seuchengefahr bestanden. Durch Nahrungsmittelentzug waren bereits zahlreiche Hungertote zu beklagen. Die Patienten und Patientinnen waren bereits durch einen Arzt der Feldkommandantur begutachtet worden. Hierzu hatte der von der deutschen Militärverwaltung eingesetzte Chefarzt des Krankenhauses Alexander N. Stepanow – der jüdische Anstaltsdirektor Meer Mosejewitsch Klipzan war von Deutschen verhaftet und ist später ermordet worden – drei Listen über arbeitsfähige und arbeitsunfähige chronisch Kranke sowie über potenziell heilbare Frischerkrankte anzufertigen. Der Chemiker Albert Widmann war für Einrichtung und die technische Durchführung der Vergasungen verantwortlich: In der Anstalt wurde auf Anweisung Widmanns ein Laborraum zu einer luftdichten Gaskammer umgebaut, in die Auspuffgase seines Kraftwagens eingeleitet werden konnten. Zunächst wurden mindestens 5 Patienten eingesperrt. Nachdem sich die Auspuffgase eines Personenkraftwagens nicht als ausreichend erwiesen hatten, wurde der Motor eines Lastkraftwagens an die in die Gaskammer führenden Metallröhren angeschlossen. Die Patienten starben nun innerhalb von kurzer Zeit. Diese in dem oben erwähnten Filmausschnitt dokumentierte Probevergasung einer kleinen Gruppe von Patienten in Anwesenheit von Widmann und Nebe fand vermutlich etwa zwei Wochen vor der eigentlichen Massenvergasung der selektierten Patienten und Patientinnen des Psychiatrischen Krankenhauses und der zugehörigen landwirtschaftlichen Kolonie statt. Folgt man den Aussagen des Fahrers des Einsatzkommandos 8 Georg Frentzel im Rahmen seiner Vernehmungen durch Offiziere des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, so wurde die Massenvergasung der Patienten und Patientinnen des Psychiatrischen Krankenhauses Mogilew Anfang Oktober 1941 innerhalb eines Tages durchgeführt, also nachdem Widmann und Nebe bereits abgereist waren. Informiert über das bevorstehende, sah der Chefarzt Alexander N. Stepanow keine Möglichkeit, den zur Tötung bestimmten Teil seiner Patientinnen und Patienten zu retten. Morgens um acht Uhr erschien ein Trupp des Einsatzkommandos 8 in der Anstalt, riegelte das Gelände ab und brachte 10 bis 15 Männer aus dem jüdischen Getto mit, die zur Beseitigung der Leichen vorgesehen waren. Die Patientinnen und Patienten, unter ihnen auch eine Reihe von Kindern, wurden in Gruppen zu 60 bis 80 Menschen in den luftdicht abgeschlossenen Vergasungsraum gepreßt, bis schließlich die Auspuffgase der mitgebrachten Fahrzeuge eingeleitet wurden. Die ineinander verkrallten und zusammengekrümmten Leichen mußten von dem jüdischen Arbeitskommando herausgeholt und auf Lastwagen verladen werden. Die Leichen wurden in der Nähe eines Dorfes bei Mogilew verscharrt. Georg Frentzel konstatierte in seinen Vernehmungen durch das MfS lapidar: »Diese Bilder waren nicht die besten.« Seine Beteiligung an der Ermordung der Kranken rechtfertigte



Das Mahnmal für die ermordeten Psychiatriepatienten in Mogilew/WeiBrusland, Foto: Alla Serjoshkina



er wie folgt: »Durch ihre Krankheit waren diese Menschen mit »ungesunden Erbanlagen« behaftet, somit minderwertig, arbeitsunfähig und stellten außerdem nutzlose Esser dar.«

Die Mitarbeiterin des Krankenhauses Natalja Kazakova sagte vor der »Kommission zur Feststellung und Aufklärung der Untaten der deutsch-faschistischen Besatzer und ihrer Helfershelfer in der Belarussischen Sowjetrepublik« nach der Befreiung aus: »Während der Vergasungsaktion befand ich mich im Nebenzimmer und hörte das Jammern und die Schreie der Geisteskranken, und als die Leichen aus dem zur Gaskammer umfunktionierten Zimmer getragen wurden, hatten sie alle unnatürliche Haltungen, in der Totenstarre ineinander verkrallt mit zerrissener Kleidung und herausgetretenen Adern am Körper und violett gefärbten Gesichtern.«

Nach Abschluss der Tötungen verkündete der Chefdolmetscher des Einsatzkommandos Adolf Prieb dem Klinikpersonal: »dass eine derartige Evakuierung in Deutschland regelmäßig durchgeführt wird, da diese Kranken Schaden für die Bevölkerung bringen, sozial gefährlich und unheilbar sind.« Damit nahm Prieb zur Legitimation der Krankentötungen explizit bezug auf das im Deutschen Reich durchgeführte »Euthanasie«-Programm.

Nach den Ereignismeldungen der Einsatzgruppe B wurden im September 1941 in Mogilew 836 Geistesranke »sonderbehandelt«, darunter alle jüdischen Patienten, die offenbar von einem Mitarbeiter der Klinik denunziert worden waren. Nach Aussage des Arztes der Anstalt Dr. Pugatsch sind in Rahmen dieser ersten Aktion über 600 Patienten und Patientinnen vergast worden. Jedenfalls sind im Herbst 1941 nicht alle Patienten und Patientinnen des Psychiatrischen Krankenhauses Mogilew ermordet worden. Man kann vermuten, dass Arbeitsfähige und Frischerkrankte eine Überlebenschance gehabt haben. Zwischen November 1941 und Januar 1942 sind die restlichen, etwa 250 bis 300 Patientinnen und Patienten des Psychiatrischen Krankenhauses ermordet worden, eine Reihe von Patienten und Patientinnen konnte in der Zwischenzeit durch Entlassungen oder Verlegungen in die Neurologische Abteilung des Städtischen Krankenhauses gerettet werden, unter ihnen die Angehörigen der Roten Armee. Georg Frentzel berichtete über eine zweite Tötungsaktion im Januar 1942 bei klirrender Kälte. Wieder wurde die Anstalt von einem Trupp des Einsatzkommandos 8 umstellt und die Kranken, z.T. nackt und nur in Decken gehüllt, auf Lastwagen verladen und in die Nähe des Ortes Paschkowo gefahren, in Panzergräben geworfen und erschossen. Nach dieser letzten Aktion lebte kein Patient mehr in der Anstalt. Sie wurde mit dem russischen Personal als Militär-lazarett genutzt. Die Zahl der ermordeten psychiatrischen Patienten und Patientinnen konnte bisher nicht genau rekonstruiert werden. Schätzungen beziffern ihre Zahl auf 1200 bis 1400 Menschen. Die Namen der Opfer sind bislang ebenfalls – bis auf ganz wenige Ausnahmen – unbekannt. Namenslisten, Krankenakten oder die Patientenbücher des Republikanischen Psychiatrischen Krankenhauses Mogilew konnten bisher nicht aufgefunden werden.

### **Das Mahnmal**

Als eine Besuchergruppe der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg und des Arbeitskreises Weißrussland der Evangelischen Kirchengemeinde Rheinstetten im Herbst 2005 die Stadt Mogilew und das Psychiatrische Gebietskrankenhaus besuchte, wurde deutlich, wie tief die (mündliche) Überlieferung der »tragischen Ereignisse« aus der Kriegszeit im Gedächtnis insbesondere des Pflegepersonals verwurzelt ist. Dies



obwohl das öffentliche Gedenken an die Helden und die Opfer des Großen Vaterländischen Krieges die ermordeten Psychiatriepatientinnen und -patienten nicht eigens erwähnte, ebenso wie in der Zeit der Sowjetunion auch die Vernichtung der Juden auf dem Gebiet der UdSSR kein Thema des Gedenkens gewesen ist. Die Konfrontation mit dem Filmschnitt der Bilder der todgeweihten Patienten und Patientinnen hatte für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Krankenhauses trotz der emotionalen Belastung die Bedeutung, einen Teil der Geschichte ihrer Einrichtung wiederzuerlangen. Bei der Besichtigung des authentischen Ortes der Vergasungen, ein heute noch genutztes Gebäude des Krankenhauses, wurde deutlich, dass es wichtig sein wird, das Gedächtnis dieses Ortes zu bewahren. Die Entstehung des Mahnmals ist insofern bemerkenswert, als es sich hierbei nicht um ein von oben initiiertes Projekt, sondern um eine gemeinsame deutsch-belarussische Bürgerinitiative gehandelt hat, die gleichwohl von den Behörden des Gebietes Mogilew wohlwollend unterstützt wurde. Leider ließ sich – zumindest in finanzieller Hinsicht – eine Unterstützung seitens der Regierung der Bundesrepublik Deutschland nicht erreichen. Wichtig war die Verankerung des Projekts sowohl im Psychiatrischen Gebietskrankenhaus als auch unter den Bürgern der Stadt. So haben Studierende der Staatlichen Hochschule in Mogilew, Mitglieder der Jüdischen Gemeinde in Mogilew sowie die junge Minsker Historikerin Olga Goleta zu den historischen Recherchen vor Ort beigetragen. Möglich wurde das Projekt durch Zuwendungen von Seiten der Bundesärztekammer, der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde, der Deutsch-Belarussischen Gesellschaft und vieler privater Spenden. Als Projektpartner auf deutscher Seite sind die Klinik für Allgemeine Psychiatrie des Universitätsklinikums Heidelberg, die mit dem Psychiatrischen Gebietskrankenhaus Mogilew in einer langjährigen Partnerschaft verbunden ist, und der Arbeitskreis Weißrussland der Ev. Kirchengemeinde Rheinstetten zu nennen.

Das Mahnmal selbst wurde in einem künstlerischen Wettbewerb in ganz Weißrussland ausgeschrieben, die deutsch-belarussische Jury überzeugte einmütig der Entwurf des jungen Mogilewer Bildhauers Alexandr Minjkow. Das Mahnmal sollte schließlich zum 65. Jahrestag der Befreiung des Landes von der deutschen Besatzung Anfang Juli 2009 fertiggestellt und feierlich enthüllt werden. Es markiert den authentischen Ort der Vergasungen und befindet sich zwischen der ehemaligen Tür, durch die todgeweihten Menschen in das Gebäude geführt wurden, und dem zur Gaskammer umfunktionierten Raum an der Außenfassade des Gebäudes.

Bei der feierlichen Enthüllung am 2. Juli 2009 waren etwa 300 Menschen anwesend, unter ihnen viele Patienten und Patienten, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Krankenhauses, Schüler, Studenten und Bürger der Stadt. Die Schwiegertochter eines der wenigen namentlich bekannten Opfer war ebenfalls gekommen, um ihrer Trauer Ausdruck zu verleihen. Umrahmt von Chor- und Instrumentalmusik und eingeleitet durch Reden der offiziellen Repräsentanten des Gebietes und des Parlaments in Minsk enthüllten der Stellvertretende Gouverneur des Gebietes Mogilew V. Malaschko und der Konsul der Deutschen Botschaft Peter Eck das Mahnmal. Die Bundestagsvizepräsidentin Petra Pau schieb in ihrem Grußwort: »Überall, wo Menschen nicht als Mensch und als gleichwertig gelten, sondern in nützlich oder schädlich, in Gewinn bringend oder Geld kostend eingeteilt werden, überall dort keimen neue Samen alter Unmenschlichkeit.« Und Jelena Lazarenko, die stellvertretende Chefärztin des Krankenhauses, gab der Hoffnung Ausdruck, dass das Mahnmal auch in die gegenwärtige Gesellschaft hinein-

wirkt und zu einer Verbesserung der Lebensverhältnisse psychisch kranker Menschen beiträgt: »Die heutige Veranstaltung bedeutet den Beginn vom Ende der Isolation von psychisch Kranken in der gegenwärtigen Gesellschaft.«

In den weißrussischen Medien fand das Mahnmal – im Gegensatz zu Deutschland – eine große Resonanz und wurde von den Mogilew Zeitungen in die Reihe der Bilder vom 65. Jahrestag der Befreiung aufgenommen. Die vergessenen Opfer der nationalsozialistischen Terrorherrschaft, zu denen insbesondere auch die Opfer von Krankenmord und Zwangssterilisation zählen, in die Mitte des öffentlichen Gedenkens zu holen, ist eine Aufgabe nicht nur in Weißrussland, sondern auch in Deutschland. Die Inschrift im oberen Teil des Mahnmals lautet: »Wer seine Vergangenheit vergißt, ist zur Wiederholung verdammt.« Gewidmet ist das Mahnmal: »Den getöteten Seelen, Patienten des Republikanischen Psychiatrischen Krankenhauses in Mogilew, zum Gedenken, sie wurden in den Jahren 1941 und 1942 von den deutschen Besatzern durch Gas und Gewehrkugeln ermordet.«

### **Danksagung**

Dieser Beitrag hätte nicht geschrieben werden können ohne die historischen Recherchen von Frau Dr. Ulrike Winkler, Berlin, und die Unterstützung der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, insbesondere Frau Jenny Gohr. Das Mahnmal verdankt seine Entstehung der unermüdlichen Arbeit von Frau Alla Serjoshkina aus Mogilew und dem Engagement der Leitung des Psychiatrischen Gebietskrankenhauses in Mogilew, Herr Nestor und Frau Dr. Jelena Lazarenko, sowie der Unterstützung durch den Stellvertretenden Gouverneur des Gebietes Mogilew, Herrn V. Malaschko. Schließlich sei Herrn Prof. Dr. Christoph Mundt für die Unterstützung seitens der Klinik für Allgemeine Psychiatrie, Universitätsklinikum Heidelberg, und dem IBB Dortmund sowie der Geschichtswerkstatt in Minsk für die wohlwollende Begleitung des Projekts gedankt.

**PD Dr. Gerrit Hohendorf** ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Medizinhistoriker, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Technischen Universität München. **Roswitha Lauter** arbeitet als Diplomsozialpädagogin in der Klinik für Allgemeine Psychiatrie, Universitätsklinikum Heidelberg.

**Pfr. i. R. Dr. Ullrich Lochmann** leitete als Direktor die Evangelischen Akademie Baden. Initiator vieler Studienreisen nach Weißrussland, aus denen u.a. auch die Kontakte zwischen der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg und dem Psychiatrischen Gebietskrankenhaus in Mogilew entstanden.

**Dr. Maike Rotzoll** ist Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin Heidelberg.

### Literatur

- Angelika Ebbinghaus und Gerd Preissler: Die Ermordung psychisch kranker Menschen in der Sowjetunion Dokumentation, in: Götz Aly u. a.: Aussonderung und Tod. Die Klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren (= Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 1), Berlin 1985, S. 75–107
- Christian Gerlach: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944, Hamburg 1999
- Peter Klein (Hg.): Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion. Die Tätigkeits- und Lageberichte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD (= Publikationen der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz Bd. 6), Berlin 1997

# Zeitzeugenberichte in der Geschichtspädagogik<sup>1</sup>

*Wolf Kaiser*

Vor einigen Tagen ging bei mir als pädagogischem Leiter in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz eine Umfrage ein, die eine Studentin für ihre Diplomarbeit durchführt. Darin wurde unter anderem gefragt:

»Wie geht die Gedenkstätte mit der Problematik um, dass künftig immer weniger bis gar keine Zeitzeugen mehr zur Verfügung stehen werden? Welche Konsequenzen sehen Sie für die pädagogische Arbeit des Ortes (evtl. Neukonzeptionen) und macht sich eine gewisse Distanz der Besucher bereits stark bemerkbar? Wenn ja, wie wird dem begegnet?«

Mehrere stillschweigende Voraussetzungen liegen diesen Fragen zugrunde: Zum einen geht die Diplomandin (wie viele andere) davon aus, dass Zeitzeugen in der Gedenkstättenarbeit bisher eine tragende Rolle gespielt hätten. Das trifft auf das Haus der Wannsee-Konferenz nicht zu, so sehr wir den Beitrag zu schätzen wissen, den Zeitzeugen bei uns geleistet haben und noch weiterhin leisten. Zum zweiten wird offensichtlich angenommen, Zeitzeugengespräche seien eingesetzt worden und geeignet gewesen, die Distanz von Besuchern zum historischen Geschehen zu überwinden. Ich halte das für eine problematische Vereinfachung. Es ist sicher richtig, dass Teilnehmern entsprechender Veranstaltungen Zeitzeugengespräche oft emotional nahe gehen und sie die Empfindung haben, das Geschehen werde durch den Bericht vergegenwärtigt. Zugleich macht aber schon die Altersdifferenz zwischen dem Berichtenden und den Zuhörern deutlich, dass von der Vergangenheit, nicht der Gegenwart erzählt wird (wobei es den Zuhörenden allerdings oft schwer fällt, sich den Zeitzeugen als jungen Menschen vorzustellen). Auch ist die Vorstellung, die Vergangenheit könne und sollte sozusagen unmittelbar erlebt werden, durchaus problematisch. Der Cornelsen-Verlag hat eine Multimediaproduktion »Erlebte Geschichte Nationalsozialismus« herausgebracht. Ich selbst habe daran mitgearbeitet und bin mit dem Resultat keineswegs unzufrieden, aber bei dem Titel ist mir unwohl. Zwar besagt der Titel ja lediglich, dass es um Menschen geht, die das historische Geschehen des Nationalsozialismus erlebt haben. Zugleich aber scheint er zu suggerieren, dass wir durch das Multimedia-Material an diesem Erleben teilhaben können. Ich möchte den Nationalsozialismus aber gar nicht erleben und das auch niemandem sonst heute zumuten. Außerdem geht das gar nicht. Die Beschäftigung mit Geschichte sollte zwar einer Derealisierung des historischen Geschehens entgegenwirken, wie sie paradoxerweise auch durch mediale Geschichtsvermittlung etwa in Spielfilmen gefördert wird, nicht aber unmittelbares »Geschichtserleben« anstreben, weder in der Schule, noch in Gedenkstätten.

Das heißt jedoch nicht, dass wir uns mit Geschichte ohne emotionale Beteiligung befassen sollten. Vielleicht zielte die oben zitierte Frage darauf, wie eine emotionale Beteiligung zu erreichen ist, wenn das nicht mehr durch Zeitzeugengespräche geschehen kann. Sind auch aufgezeichneten Zeitzeugeninterviews dazu geeignet? Ist das überhaupt ein sinnvolles Ziel der pädagogischen Veranstaltung?

Anstatt zu versuchen, diese Fragen sofort zu beantworten, möchte ich zunächst genereller fragen, warum wir überhaupt Zeitzeugenvideos verwenden oder verwenden wollen.

Unter Fachkolleginnen und -kollegen dürfte unstrittig sein: Es geht nicht um die Vermittlung von Faktenwissen. Um Schüler oder andere Adressaten zu informieren,

wann ein Konzentrationslager gegründet worden ist, wie viele Häftlinge dort eingeliefert worden sind, wie viele ermordet worden sind usw., brauchen wir keine Überlebendenberichte. Da können sie sogar kontraproduktiv sein. Viele von uns werden erlebt haben, dass sie oft dann in Verlegenheit geraten sind, wenn ein Zeitzeuge als Historiker auftrat und die Zuhörer mit mehr oder weniger gesicherten, manchmal auch ganz unbelegten Daten belehrte.

Es kann auch nicht darum gehen, Aussagen von Zeitzeugen bloß illustrativ zu verwenden. Wenn Alexander von Plato in einem 2001 erschienenen Aufsatz über »Chancen und Gefahren des Einsatzes von Zeitzeugen im Unterricht« anmerkt, in der Pädagogik gehe es »zumeist [...] um eine eindrucksvolle Illustration für ein historisches Ereignis, dessen [er schreibt versehentlich: deren] eigentliche Bedeutung man aus anderen Quellen gewonnen hat«<sup>2</sup>, so dürfte das zumindest auf die heutige fachdidaktische Diskussion nicht mehr zutreffen, auch wenn es womöglich von manchen noch so praktiziert wird.

Der Einsatz von Zeitzeugenberichten wird in der Regel unter den Stichworten »Multiperspektivität« und »Opferperspektive« diskutiert. Was ist eigentlich mit »Opferperspektive« gemeint? Man kann den Begriff zum einen ganz wörtlich zu nehmen: Es geht um eine bestimmte Sicht auf die Ereignisse. Anders formuliert: Wie haben Opfer der Verfolgung das, was ihnen angetan wurde, die Situationen, in die sie gebracht wurden, die Vorgänge, von denen sie betroffen waren, damals wahrgenommen? Aus der Sicht des Historikers sind die besten Quellen dafür allerdings zeitgenössische wie Tagebücher und Briefe, während Zeitzeugenberichte darüber Auskunft geben, wie Zeitzeugen zum Zeitpunkt des Berichts erinnern, was sie damals wahrgenommen und empfunden haben. Auf diese Differenz hinzuweisen, bedeutet nicht, Unehrllichkeit zu unterstellen. Auch kann man davon ausgehen, dass sich viele der schmerzhaften Erinnerungen so eingepägt haben, dass sie nicht verblassen. Gerade traumatische Erlebnisse können aber auch dazu führen, dass bestimmte Erfahrungen gerade nicht erinnert werden können. Und selbst die Erinnerung an Erfahrungen, die positiv erlebt wurden, kann gerade wegen der damit verbundenen Emotion Fehler hinsichtlich der historischen Fakten enthalten.

Dori Laub hat das am Beispiel einer Überlebenden gezeigt, die berichtete, in Auschwitz die Sprengung von vier Krematorien durch den Widerstand gesehen zu haben, während das Sonderkommando bekanntlich nur eins zerstören konnte. Laub argumentiert, dass die Aussage der Überlebenden eine tiefere und bedeutsamere Wahrheit transportiere als die bloße Feststellung eines Faktums.<sup>3</sup> Jedenfalls ist es legitim und m. E. sogar notwendig, sich mit der Frage zu befassen, wie Erinnerung funktioniert, wenn wir Zeitzeugenberichte zur Rekonstruktion der »Opferperspektive« verwenden. In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage, wie die Betroffenen auf Verfolgungsmaßnahmen reagiert haben. Es liegt auf der Hand, dass die Täter uns davon keinen realistischen Eindruck vermitteln können. Die Täteraussagen dazu sind oft in hohem Maße irreführend und abwertend. Ich will das durch ein krasses Beispiel verdeutlichen: Es wäre pädagogisch ganz unverantwortlich, Schüler mit den Aussagen des Auschwitz-Kommandanten Höss über das Verhalten der Juden angesichts ihrer bevorstehenden Vernichtung ohne Korrektiv zu konfrontieren, es also unkommentiert stehen zu lassen, wenn er z.B. über die Männer in den Sonderkommandos schreibt, sie waren »mit einem Eifer dabei, der mich immer verwunderte«<sup>4</sup>. Die »Opferperspektive« ist hier unbedingt notwendig, um das Verhalten richtig zu betrachten und zu verstehen.

Oft meint »Opferperspektive« auch, welche Perspektive die Opfer von Verfolgung heute auf das haben, was sie erleben mussten. Es ist unbestritten, dass Zeitzeugenberichte für die Verarbeitung von Erfahrungen und den heutigen Umgang damit ausgezeichnete, ja ganz unentbehrliche Quellen sind. Daher gehe ich auf diese wichtige Funktion hier nicht näher ein.

Last not least ist es noch aus einem dritten Grund wichtig, die Opfer zu Wort kommen zu lassen: Sie können am eindringlichsten mitteilen, welche Auswirkungen die Verbrechen der Täter hatten. Die Folgen auch für die Überlebenden, ihre Leiden in der Zeit der Verfolgung, die Verluste, die sie erlitten haben, aber auch die materiellen, gesundheitlichen und psychischen Nachwirkungen und die Konsequenzen für ihre soziale Situation werden beim Betrachten der Interviews deutlich. Allerdings wird nicht alles ausgesprochen. Man muss genau hinhören und hinsehen und auch auf Nichtverbales achten, um den Aufzeichnungen alles zu entnehmen, was sie uns mitteilen können.

Sich eingehend mit den Auswirkungen der nationalsozialistischen Verbrechen zu befassen, ist eine wesentliche Voraussetzung dafür zu verstehen, warum es so wichtig ist, sich mit dieser Geschichte zu auseinandersetzen. Das kommt in Schulbüchern und, wie ich fürchte, auch im Schulunterricht oft zu kurz. Da werden historische Prozesse dargestellt und als Belege Täterdokumente angeführt. Ich habe mir unter diesem Gesichtspunkt ein aktuell verwendetes Oberstufen-Lehrbuch angesehen. Es enthält im Abschnitt zur nationalsozialistischen Judenverfolgung und zur Shoah sechs von den Tätern verfasste Quellen: eine Anordnung der NSDAP-Parteileitung von 1933, das »Blutschutz«- und das Reichsbürger-Gesetz, die Meldung eines SA-Führers zur Reichspogromnacht, einen Auszug aus dem Wannsee-Protokoll und einen Abschnitt aus den autobiographischen Aufzeichnungen von Rudolf Hoess, aber keine einzige Quelle, in der Opfer zu Wort kommen<sup>5</sup>. Obwohl es in Deutschland besonders gute Gründe gibt, sich intensiv mit den Tätern zu befassen (und dafür sind die genannten Quellen gut gewählt), dürfte Schulunterricht nicht so aussehen.

Für Gedenkstätten sollte es selbstverständlich sein, dass dort die Stimme der Opfer zu hören ist. Insofern hat die Eingangsfrage schon ihre Berechtigung, wie Gedenkstätten damit umgehen, dass das immer seltener durch Zeitzeugengespräche zu gewährleisten ist.

Zeitzeugengespräche können nicht einfach durch videographierte Zeitzeugeninterviews ersetzt werden. Ein Gespräch und die Beschäftigung mit medial vermittelten Zeitzeugenaussagen sind ganz unterschiedliche pädagogische Veranstaltungen. Das zeigt sich schon darin, dass die Rolle des Pädagogen eine völlig andere ist. Gottfried Köbler hat dessen »gespaltenes Lauschen« bei Zeitzeugengesprächen ja eindrucksvoll beschrieben<sup>6</sup>. Beim Umgang mit Zeitzeugenvideos ist der Pädagoge bzw. die Pädagogin eher in der gewohnten Rolle: Er oder sie muss didaktische Entscheidungen treffen, für eine gute Lernatmosphäre sorgen und mit Arbeitsergebnissen der Schüler auf eine für diese produktive Weise umgehen.

Während im Gespräch der Zeitzeuge entscheidet, worüber er spricht und der Einfluss der Fragenden und Moderierenden darauf nach meiner Erfahrung ziemlich begrenzt ist, muss hier der Pädagoge die Auswahl treffen. Er kann zwar nichts zur Sprache bringen, was auf dem Videoband nicht vorhanden ist, aber er muss sich für relativ kurze Sequenzen aus in der Regel mehrstündigen Interviews entscheiden. Die Entscheidung muss sich – wie jede didaktische Entscheidung – an den Zielen orientieren, in diesem Fall an den Zielen, denen die Befassung mit dem Interview dienen soll. Die Auswahl wird z.B. vermutlich anders ausfallen, wenn es darum gehen soll, kennen zu

lernen, wie ein Zeitzeuge die Beziehungen innerhalb der Häftlingsgesellschaft eines Konzentrationslagers wahrgenommen und wie er sich dazu verhalten hat, als wenn thematisiert werden soll, wie die Weltsicht und das Menschenbild eines ehemaligen KZ-Häftlings heute durch die KZ-Erfahrungen geprägt worden sind. Die Fragestellungen mögen miteinander zusammenhängen, aber der Fokus ist nicht derselbe. Das kann zu unterschiedlichen Schnitten bei der Zusammenstellung des Materials führen.

Dass die Auswahl von den Zielen bestimmt sein muss, hört sich selbstverständlich an, doch dahinter verbergen sich zwei schwierige Fragen: Zum einen: Kann ich so auswählen, dass den Lernenden noch eine Chance bleibt, eigene Entdeckungen zu machen und unterschiedliche Fragen zu verfolgen? Zum andern: Sollte man Passagen im Interview, die man problematisch findet, einfach herauschneiden oder liegt darin eine Anmaßung und Manipulation, die einer Fälschung nahe kommt?

Die zweite Entscheidung, die der Pädagoge treffen muss, betrifft die Kontextualisierung. Welche Vorkenntnisse sind notwendig, um eine ausgewählte Passage eines Interviews angemessen zu verstehen? Dabei geht es sowohl um historische Kenntnisse und Informationen über die persönliche Biographie des Befragten, als auch um Fragen nach dem Entstehungszusammenhang des Interviews: Warum ist es geführt worden? Warum hat sich der Zeitzeuge dafür zur Verfügung gestellt? Wer hat ihn interviewt? In welchem Kontext ist das Interview entstanden?

Schließlich kann der Pädagoge den Lernprozess über die Aufgabenstellung steuern. Hier stellt sich erneut die Frage, wie weit die Fokussierung auf bestimmte Fragestellungen gehen soll. Ich betone diese Frage vor dem Hintergrund, dass Schülerinnen und Schüler (übrigens nicht nur in Deutschland) die Möglichkeit zu selbstbestimmtem Lernen als entscheidend für das Gelingen der pädagogischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auch und gerade bei Gedenkstättenbesuchen betrachten. Selbständig über Fragestellungen und Interessenschwerpunkte entscheiden zu können, selbst aktiv zu werden und sich in einem selbst verantworteten Prozess mit den historischen Orten und dem Geschehen dort auseinanderzusetzen, steht an der ersten Stelle der Wunschliste zumindest engagierter Schülerinnen und Schüler, wenn man sie fragt, was sie sich bei einem Gedenkstättenbesuch wünschen. Wie kann man Eigenaktivität auch beim Umgang mit aufgezeichneten Zeitzeugenberichten ermöglichen und fördern? Das scheint mir eine entscheidende Frage zu sein. Wir können nämlich nicht davon ausgehen, dass Zeitzeugenvideos anzuschauen per se für Jugendliche interessanter wäre als Texte zu lesen. Ohne eine reizvolle Aufgabe erlahmt das Interesse für »talking heads« nach spätestens drei Minuten, fast unabhängig davon, was sie zu erzählen haben. Für Gedenkstättenmitarbeiter ist besonders die Frage wichtig, wie Zusammenhänge zwischen der Geschichte eines historischen Orts und einem Zeitzeugeninterview auf interessante Weise thematisiert werden können.

Zum Schluss komme ich auf die Frage nach den Emotionen zurück. Um was für Emotionen geht es eigentlich? Antworten auf diese Frage enthalten in der Regel das Stichwort »Empathie«. Das ist m. E. ganz richtig, aber das Problem besteht darin, dass nicht alle dasselbe darunter verstehen. Manche setzen Empathie mit Sympathie gleich. Das scheint mir auch in unserem Zusammenhang wenig sinnvoll. Es spricht in der Regel sicherlich nichts dagegen, wenn Schüler einen Zeitzeugen sympathisch finden. Aber das kann nicht das Kriterium der Auswahl von Video-Interviews oder gar das Ziel ihrer Analyse sein, schon gar nicht, wenn wir unter »Zeitzeugen« nicht nur Über-

lebende fassen, sondern auch Zuschauer und Mitläufer. Britische Geschichtsdidaktiker argumentieren, historische Empathie beruhe auf drei Elementen: historischem Vorstellungsvermögen, historischer Kontextualisierung und moralischem Urteil<sup>7</sup>. Wie man sieht, kommen in diesem Ansatz Emotionen gar nicht vor. Dagegen ist von amerikanischen Neurophysiologen vorgeschlagen worden, zwischen Empathie (als einem mehr intuitiv emotionalen Aspekt) und Perspektivenübernahme (als dem mehr kognitiven Aspekt) zu unterscheiden, wenn es darum geht zu beschreiben, was notwendig ist, um das Verhalten und Handeln anderer zu verstehen<sup>8</sup>. Auf letzteres kommt es in der Tat an: Man muss sich auf die Interviewten und das, was sie zu erzählen haben, einlassen, um daraus etwas zu lernen. Und dazu gehören die Perspektivenübernahme und auch ein emotionales Sich-Einlassen, sonst fehlt schon die Motivation, geschweige denn, dass sich Gelerntes ohne affektive Beteiligung einprägte.

Lässt sich ein so verstandener biographischer Anlass mit geschichtsdidaktischen Konzepten verbinden, die auf ein »reflektiertes und (selbst-) reflexives Geschichtsbewusstsein« zielen<sup>9</sup>? Deren zentraler Begriff ist bekanntlich »Dekonstruktion«, nicht Empathie. Die österreichischen Kollegen von [erinnern.at](http://erinnern.at), die mit der DVD »Das Vermächtnis« ein sehr bemerkenswertes Beispiel für die pädagogische Nutzung von Überlebendenberichten vorgelegt haben, wollen ihr diesjähriges Bundesseminar der Frage widmen, in welchem Verhältnis diese zwei prominenten geschichtsdidaktischen Ansätze zu einander stehen: der biographische Ansatz und das Bemühen um reflektiertes Geschichtsbewusstsein.<sup>10</sup> Gerade für die pädagogische Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen scheint mir das eine hochinteressante Frage, die bei konzeptionellen Überlegungen und Vorschlägen zur Seminararbeit mit Zeitzeugenvideos berücksichtigt werden sollte.

**Dr. Wolf Kaiser** ist Leiter der Bildungsabteilung der Gedenk- und Bildungsstätte »Haus der Wannsee-Konferenz«, Berlin.

- 1 Der Text ist als Einführung zum Thema »Seminararbeit mit Zeitzeugenvideos« – einer Arbeitsgruppe des Gedenkstättenseminars in Bergen-Belsen – entstanden. Der Vortragsstil ist beibehalten.
- 2 Alexander von Plato: Chancen und Gefahren des Einsatzes von Zeitzeugen im Unterricht. In: *Bios* 14. Jg. (2001) H. 2, S. 134–138, Zitat S. 134.
- 3 Vgl. Dori Laub: Zeugnis ablegen oder Die Schwierigkeiten des Zuhörens. In: »Niemand zeugt für den Zeugen«. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. Hrsg. v. Ulrich Baer, Frankfurt: Suhrkamp 2000, S. 68–83, hier bes. S. 70–75
- 4 Rudolf Höß: Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen. Hrsg. v. Martin Broszat. München: dtv 1963, S. 130
- 5 Vgl. Buchners Kolleg Geschichte, 2. Aufl. Bamberg 2007
- 6 Vgl. Gottfried Köbler: Gespaltenes Lauschen. Lehrkräfte und Zeitzeugen in Schulklassen. In: Zeugeschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung. Hrsg. v. Michael Elm u. Gottfried Köbler. Frankfurt/New York: Campus 2007, S. 176–191, bes. 179–182
- 7 Lee, P. 1991 »Historical knowledge and the National Curriculum« in R. Aldrich, ed. *History in the National Curriculum* (London: Kogan Page in association with the Institute of Education, University of London); Lévesque, S. 2008 *Thinking Historically* (University of Toronto Press). Tosh, J. 2008 *Why History Matters* (Basingstoke: Palgrave Macmillan). Ich verdanke Paul Salmons von der University of London den Hinweis auf diese Literatur.
- 8 Lamm, C., Batson, C.D., & Decety, J. (2007). The neural basis of human empathy: Effects of perspective-taking and cognitive appraisal. *Journal of Cognitive Neuroscience*, 19, No. 1, 42–58. (Abstract: [www.mitpressjournals.org/doi/abs/10.1162/jocn.2007.19.1.42](http://www.mitpressjournals.org/doi/abs/10.1162/jocn.2007.19.1.42) (1. 10. 2009)). Jolanta Ambrosewicz-Jacobs von der Jagiellonen-Universität Krakau danke ich für diesen Literaturhinweis.
- 9 Vgl. die Zeitschrift für Geschichtsdidaktik. 2. Jg. (2003)
- 10 [www.erinnern.at/bundeslaender/vorarlberg/termine/menschen-erzaehlen-geschichte-das-didaktische-potential-von-biografien-im-unterricht](http://www.erinnern.at/bundeslaender/vorarlberg/termine/menschen-erzaehlen-geschichte-das-didaktische-potential-von-biografien-im-unterricht) (1. 10. 2009)



# Die Darstellung von Zeitzeugen in den visuellen Medien der Dauerausstellung der Gedenkstätte Bergen-Belsen<sup>1</sup>

Diana Gring

»Um sich zu erinnern,  
muss man sich ein Bild machen.«<sup>2</sup>

Als meine Kollegin Karin Theilen und ich 2004 mit der Aufgabe betraut wurden, ein Medienkonzept für die neue Dauerausstellung der Gedenkstätte Bergen-Belsen zu entwickeln, standen wir einem Meer aus »Bildern« gegenüber.

Wir hatten das historische »Bilder«-Material: Hunderte von Schwarz-Weiß-Fotografien und Filmaufnahmen, die unmittelbar nach der Befreiung am 15. April 1945 im Lager aufgenommen worden waren. Und wir hatten die bewegten »Bilder« der Zeitzeugen-Interviews: damals rund 340 Lebens- und Überlebensgeschichten, insgesamt mehr als 1400 Stunden Filmmaterial, das seit 1999 in verschiedenen Interviewprojekten der Gedenkstätte entstanden war.<sup>3</sup>

Die einen »Bilder« zeigten Leichen in offenen Massengräbern, hingeworfene Körper mit grotesk verdrehten Gliedmaßen. Sie zeigten einen Kiefernwald, in dem zwischen den Baumstämmen die Leichen von Frauen aufgestapelt lagen. Sie zeigten alters- und geschlechtslose Skelette in dreckigen Lumpen, die wankend und mit wirrem Blick mehr tot als lebendig zu sein schienen. Sie zeigten Menschen, die mit einem Stück Brot oder einem schäbigen Essnapf in der Hand vor Schwäche und Krankheit auf allen Vieren auf dem Boden krochen.

Die anderen, die bewegten »Bilder« zeigten Männer und Frauen im Alter unserer Großeltern. Hübsch frisiert, mit einer anständig gebundenen Krawatte, einem Hauch von Rouge über den Wangen, einer Brosche an der schicken Bluse oder diversen bunten Orden an der Jackettjacke. Diese Menschen sprachen. Sie redeten zu uns, in insgesamt elf verschiedenen Sprachen. Sie schwiegen auch in elf verschiedenen Sprachen. Sie redeten, erzählten, berichteten, sie weinten und sie lachten – vor uns und vor unserer Kamera.

»Ein Zeugnis abzulegen«, schrieb Georges Didi-Hubermann, »bedeutet, dasjenige, was *unmöglich* berichtet werden kann, *trotz allem* zu berichten.«<sup>4</sup>

Die Schwarz-Weiß-Bilder entstanden zeitnah zum Geschehen, und sind damit zeitfern für uns heute. Die Schilderungen unserer Interviewpartner entstanden gegenwartsnah, aber wie weit sind sie im Umkehrschluss zeitfern zum Geschehen?

Rechnet man in seither vergangenen Jahrzehnten – dann ist es lange her. Rechnet man in der Gefühlswelt der Überlebenden – dann war es manchmal erst gestern.

Wir begannen, das Meer der Bilder zu sortieren. Wir sichteten und katalogisierten. Wir fertigten Erschließungen an, erstellten Stichwortlisten, Exzerpte und Transkriptionen. Wir ordneten das Material Themen und Ausstellungsbereichen zu. Wir brachten die »Bilder« in eine äußere Ordnung. Aber die tiefe innere Unordnung, die diesen Bildern inne wohnt, konnten wir nicht aufräumen ...

Im Ausstellungsteam waren sich alle einig: Die Darstellung der Zeitzeugen soll »angemessen« sein. Angemessen ... In diesem Wort liegt das Wort »Maßstab« verborgen. Um



Der Zeitzeuge Moshe Nordheim vor einer Medienstation, in der Ausschnitte aus seinem lebensgeschichtlichen Interview gezeigt werden. Gedenkstätte Bergen-Belsen, Oktober 2008. Foto: Stiftung niedersächsische Gedenkstätten/Gedenkstätten Bergen-Belsen

etwas zu messen, braucht man einen Maßstab. Aber welcher Maßstab gilt, angesichts der Verbrechen gegen die Menschlichkeit, für die Bergen-Belsen nahezu als Synonym steht? Woran bemisst man das Angemessene angesichts dessen, was Menschen an diesem Ort hier erleben und erleiden mussten? Wie findet man eine Darstellungsform, die dem historischen Geschehen und den davon betroffenen Menschen gerecht wird? Gerecht werden ... Wieder so ein Begriff ... Darin liegt das Wort »Gerechtigkeit« verborgen ...

»Angemessenes Gerechwerden ...« – Gibt es etwas Wichtigeres und Schwierigeres in unserem Beruf? Wir mussten bei der Entwicklung einer Darstellungsform für die Zeitzeugen diesen Begriff immer wieder neu für uns untersuchen und definieren. Wir blieben dabei nie ohne Zweifel. Darin lag die Chance – und darin lag auch die Bürde.

Wir entwickelten gemeinsam mit den Autoren eine Ausstellungserzählung, in der die visuellen Medien nicht nur ein zusätzliches Angebot, sondern integraler Bestandteil sein sollten. Die Aussagen der Zeitzeugen sollten nicht als reine Illustration benutzt, die Überlebenden nicht zu bloßen Stichwortgebern oder Authentifizierungsfiguren degradiert werden. Das visuelle Material sollte gleichberechtigt mit anderen Quellen präsentiert werden und im Zusammenwirken mit ihnen zu einer multiperspektivischen Rezeption führen.

Die von uns gewählte Präsentationsform der Zeitzeugen-Interviews intendiert auf starken Wechselwirkungen und Synergien mit anderen historischen Quellen. Wir wollten eine integrierte und kombinierte, aber keine vermischte Darstellung des visuellen Materials. Durch die formale Trennung von historischen Fotos, historischem Filmmaterial und den Zeugenaussagen wollten wir den Besuchern verschiedene Möglichkeiten zur Annäherung an das Geschehen anbieten. Gleichzeitig sollte diese Darstellungsform als Faktor wirken, um Geschichte als Konstrukt zu begreifen. Es sollte die Erkenntnis fördern, dass Texte, Dokumente, Fotos, Objekte, Filme und die Erinnerungen der

Überlebenden immer nur eine *Annäherung*, nie aber eine *Abbildung* der komplexen historischen Realität liefern können.

Weiterhin erschien es uns als wichtiges Ziel für das Medienkonzept, den vermeintlichen »Widerspruch« zwischen den beiden eingangs erwähnten unterschiedlichen Bilder-Sammlungen aufzulösen, ohne ihn zu verwischen. Wir wollten versuchen, die deutlich wahrnehmbare »Lücke« zu schließen zwischen den historischen Bildern der Befreiung einerseits und den mit modernster Digitaltechnik aufgenommenen Interviewbildern andererseits. Wir wollten die Lücke »schließen« – »schließen« im Sinne von *Aufschließen*.

Zur Hilfe kam uns, wenn Sie mir erlauben, dies so zu formulieren, Jorge Semprún. Er schrieb, nachdem er eine Wochenschau über die befreiten Lager gesehen hatte:

»Denn die Bilder (...) waren stumm. Nicht nur weil sie, gemäß den damaligen Mitteln, ohne Ton gedreht worden waren. Stumm vor allem deshalb, weil sie nichts Genaueres über die gezeigte Wirklichkeit sagten, weil sie nur wenige Splitter davon vermittelten, wirre Botschaften. (...) Vor allem hätte man die Bilder kommentieren müssen, um sie zu entschlüsseln, sie nicht nur in einen historischen Kontext, sondern in eine Kontinuität von Gefühlen und Erregungen einzufügen. Und damit dieser Kommentar so nahe wie möglich an die erlebte Wahrheit herankäme, hätte er von den Überlebenden selbst gesprochen werden müssen: den Wiedergängern dieser langen Abwesenheit, den Lazarussen dieses langen Todes.«<sup>5</sup>

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, so der Volksmund. Aber ein Bild *sagt* nichts, ein Bild *zeigt* etwas. Um zu verstehen, was das Bild zeigt, müssen wir lernen, es zu decodieren, es zu »lesen«. Ein Ansatz zur Dekodierung des historischen Film- und Fotomaterials sollte über die Erzählungen der Zeitzeugen erfolgen. Durch die Trennung der unterschiedlichen visuellen Materialien eröffnen sich Perspektivwechsel. Ziel war ein Angebot, in dem die Zeitzeugen-Aussagen als eigenständige Elemente im Zusammenspiel mit anderen Ausstellungselementen zu einer Gesamterzählung führen. Die Zusammenführung dieser verschiedenen »Bilder« sollte beim Besucher dazu beitragen, die »Aneignung der Vergangenheit heute – zu einer gewissen Zeit, an einem gewissen Ort – ebenfalls als Prozess zu begreifen.«<sup>6</sup>

Auf der Grundlage dieses Konzepts produzierten wir 48 Filme für die Ausstellung, darunter 16 thematische und 26 biografische Medienstationen mit Ausschnitten aus Zeitzeugen-Interviews. Wir fertigten Dutzende von Rohschnitten für jeden einzelnen dieser Filme an, diskutierten diese sehr intensiv untereinander und mit dem Team, arbeiteten auch unter Berücksichtigung aller wissenschaftlichen Standards – und standen trotzdem bei jedem einzelnen Film vor einer schier unlösbaren Aufgabe: der schweren und schmerzhaften Auswahl der Zeitzeugen. Wer wird künftig mit seinem Namen, seinem Gesicht, seiner Stimme, seiner Geschichte und seinem Schicksal in der Ausstellung zu sehen sein? Zugespitzt: an wen wird erinnert werden, an wen nicht?

Ich schäme mich nicht, zuzugeben, dass diese »Auswahl« zu treffen, sehr unangenehme Assoziationen bei uns geweckt hat und sich bis heute ein diffuses Schuldgefühl gegenüber einigen Zeitzeugen hält, die wir nicht berücksichtigen konnten. Und dies vor allem jetzt, wo wir fast wöchentlich die Todesmitteilungen von Überlebenden erhalten, mit denen wir teilweise seit Jahren freundschaftlich verbunden waren und die unsere Arbeit in vielerlei Hinsicht unterstützt haben. Jeder, der im Gedenkstättenbereich arbeitet, weiß, welches Gefühl von unwiederbringlichem Verlust sich dabei einstellt.



Impressionen aus den Workshops des bundesweiten Gedenkstättenseminars im September 2009 in der Gedenkstätten Bergen-Belsen  
Fotos: Stiftung niedersächsische Gedenkstätten/Gedenkstätten Bergen-Belsen



Die digitalisierten Zeitzeugen-Interviews in unseren Archiven sind kein Ersatz für die direkte Zeitzeugen-Begegnung – und sollten auch nicht als solches missverstanden werden. Bei jeder Form des Einsatzes von Zeitzeugen-Interviews sollten wir uns vergegenwärtigen, dass sie keine einfache und schnell zu erschließende Quelle sind. Die Biografie als Konstrukt und das Trauma bedürfen einem vielschichtigen Instrumentarium, um sie zu interpretieren und zu kontextualisieren. Sind wir in der Lage, dies zu tun, dann sind audiovisuelle Selbstzeugnisse eine sehr reiches und vielseitig einsetzbares Material. Zeitzeugen-Interviews können unvollständige Aktenüberlieferungen ergänzen und wichtige Sachinformationen liefern. Sie thematisieren Aspekte, Situationen, Erfahrungen und Zusammenhänge, die aus keiner anderen historischen Quelle gewonnen werden können. Und was dem Selbstzeugnis von so manchem Historiker als Nachteil ausgelegt wird, ist eigentlich der entscheidende Vorteil: die Subjektivität, die Möglichkeit zur Konkretisierung und Personalisierung.

Für die Beiträge über das Medienkonzept, die Karin Theilen und ich seit der Ausstellungseröffnung im Herbst 2007 publiziert haben, wählten wir den Titel »Fragmente der Erinnerung«. Fragmente – Bruchstücke. Denn letztlich ist es nur das – nicht mehr und nicht weniger – was wir einfangen und was wir zeigen können.

Dazu gibt es ein schönes Zitat von Walter Benjamin, mit dem ich meinen Vortrag schließen möchte: »Das wahre Bild der Vergangenheit huscht vorbei. Nur als Bild – das auf Nimmerwiedersehen im Augenblick der Erkennbarkeit aufblitzt – ist die Vergangenheit festzuhalten.«<sup>7</sup>

**Diana Gring** ist Kustodin für audiovisuelle Medien und Interviews an der Gedenkstätte Bergen-Belsen.

- 1 Es handelt sich um die verschriftlichte Fassung des gleichnamigen Vortrags während des bundesweiten Gedenkstättenseminars in Bergen-Belsen am 24. September 2009.  
Siehe für eine umfangreiche Darstellung des gesamten Medienkonzepts: Diana Gring und Karin Theilen: Fragmente der Erinnerung. Audiovisuelle Medien in der neuen Dauerausstellung der Gedenkstätte Bergen-Belsen, in: Schulze, Rainer / Wiedemann, Wilfried (Hg.): AugenZeugen. Fotos, Filme und Zeitzeugenberichte in der neuen Dauerausstellung der Gedenkstätte Bergen-Belsen. Hintergrund und Kontext. Celle 2007, S. 153–219.
- 2 Georges Didi-Huberman: Bilder trotz allem. München 2007, S. 53.
- 3 Siehe dazu: Karin Theilen und Diana Gring: Video-Interviewprojekte der Gedenkstätte Bergen-Belsen, in: BIOS. Heft 2/2006 (19. Jg.), S. 312–316 sowie Gring und Theilen (Anm. 1), S. 173–183.
- 4 Didi-Huberman (Anm. 2), S. 154.
- 5 Jorge Semprún: Schreiben oder Leben. Frankfurt am Main 1997, S. 239.
- 6 Detlef Hoffmann: Ein Foto aus dem Ghetto Lodz oder: Wie die Bilder zerrinnen, in: Hanno Loewy (Hg.): Holocaust. Die Grenzen des Verstehens. Reinbek bei Hamburg 1992, S. 233–297, hier: S. 244
- 7 Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte, in: ders.: Gesammelte Schriften, Band 1.2, Frankfurt am Main 1974, S. 695.

# Die Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert

*Beate Welter und Steffen Reinhard*

60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und nach der Befreiung Europas von der NS-Gewaltherrschaft wurde vom Land Rheinland-Pfalz mit Unterstützung der Bundesregierung das Dokumentations- und Begegnungshaus an der Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert gebaut. Am 10. Dezember 2005 wurde das Haus gemeinsam von dem rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck und dem luxemburgischen Premierminister Jean-Claude Juncker eröffnet. Die in dem Neubau installierte Dauerausstellung informiert über die Geschichte eines kleinen Konzentrationslagers mit Dokumenten, Fotos, Filmen und vor allem mit zahlreichen Zeitzeugenberichten. Es ist mit Hilfe der Ausstellung möglich, sich ein eigenes, erstes Bild von dem Geschehen in Hinzert während der Kriegsjahre zu machen. Auf Grund seiner Funktionen im nationalsozialistischen KZ-System hatte das Lager eine europäische Dimension erhalten. Dieser internationalen Bedeutung trägt dieses Gedenkstättenhaus Rechnung, in dem es vor allem an das Schicksal der Häftlinge aus verschiedenen Ländern und an die Opfer, die hier ihr Leben lassen mussten, erinnert.

## **Vom Ehrenfriedhof zur Gedenkstätte 1945–2005**

Der neben dem Dokumentations- und Begegnungshaus befindliche Friedhof, der sog. »Cimetière d'honneur« (»Ehrenfriedhof«) wurde 1946 von der französischen Militäradministration auf dem Gelände der ehemaligen Wachmannschaftsunterkünfte angelegt. Hier sind 217 Tote begraben, die nach Kriegsende nicht in ihre Heimat repatriert werden konnten. Er wurde nach und nach zum Ausgangspunkt der Gedenkstätte. Die Friedhofsanlage führte bis in die 1990er Jahre ein Schattendasein. Der Charakter des Verborgenen wurde lange Zeit noch durch die Bezeichnung »Ehrenfriedhof« verstärkt, die bis 1994 verwendet wurde und den Hintergrund des Konzentrationslagers eher verschleierte. Erst eine viersprachige Informationstafel unter freiem Himmel, die im Jahr 1997 an der südöstlichen Ecke des Friedhofes aufgestellt wurde, erläuterte kurz den historischen Hintergrund der Anlage. Auf Initiative der Landeszentrale für politische Bildung sowie des Fördervereins Dokumentations- und Begegnungsstätte ehemaliges KZ Hinzert e.V. beschloss der rheinland-pfälzische Landtag mit Zustimmung aller vier Fraktionen im Jahr 2002, einen Architektenwettbewerb für den Bau eines Dokumentationshauses durchführen zu lassen. Aus 28 eingereichten Entwürfen wählte eine international besetzte Fachjury, der Architekten, Historiker und ehemalige Deportierte aus Luxemburg und Frankreich angehörten, den Entwurf des Architekturbüros Wandel-Höfer-Lorch + Hirsch aus Saarbrücken aus. Mit ihrem Entwurf, der mittlerweile mehrfach national und international ausgezeichnet wurde, verfolgten die leitenden Architekten Prof. Wolfgang Lorch und Nikolaus Hirsch den Grundgedanken, die Ambivalenz von heutiger Idylle und vergangenen Verbrechen zum Thema zu machen. Sie wollten ein Gebäude entstehen lassen, »das als Verwerfung der Landschaft deutlich macht, dass die Idylle an diesem Ort trägt«. Mit dem Bau wollten sie »ein Zeichen einer Irritation« setzen. Die in das Gebäude zu integrierende Ausstellung sollte durch Sichtbezug zum Gelände des ehemaligen Häftlingslagers geprägt sein. Das Projekt wurde auch von dem Bundesbeauftragten für Kultur und Medien gefördert. So erfolgte die Realisierung des

Bauvorhabens von Bund und Land unter der Regie des Finanzministeriums Rheinland-Pfalz und des Landesbetriebs Liegenschaft- und Baubetreuung, Niederlassung Trier.

### **Das Dokumentations- und Begegnungshaus**

Mehr als zwei Drittel der Gebäudefläche nimmt der Ausstellungsraum ein, der auch für Veranstaltungen genutzt werden kann. Daneben befindet sich ein Seminarraum, in dem mit Gruppen bis zu 35 Personen gearbeitet werden kann. Darüber hinaus gibt es einen Büroraum der Landeszentrale für politische Bildung in dem Gebäude. Das Haus eignet sich für Schulklassen, Jugend- und Erwachsenengruppen aus dem In- und Ausland zur näheren Beschäftigung mit der Geschichte des Konzentrationslagers. Über einen Arbeitsplatz im Haus verfügt auch der Förderverein Gedenkstätte KZ Hinzert e.V., für den seit 2009 ein Mitarbeiter als Teilzeitkraft in der Gedenkstätte tätig ist.

### **Die Dauerausstellung**

In der Mitte des Ausstellungsraums befindet sich ein Monitor für Informationen grundlegender Art. Hier sind Informationsfilme zum Lager zu sehen, aber auch elektronische Karten zur Stellung des SS-Sonderlagers im nationalsozialistischen KZ-System. Außerdem kann man sich anhand historischer Fotos einen Eindruck vom Barackenlager der Häftlinge machen. Der Blick der Besucher/innen beim Betreten des Ausstellungsraumes wird dann auf das große Fenster fallen, das dem Raum Tageslicht gibt, vor allem aber eine doppelte Funktion für die Ausstellung erfüllt. Durch den Blick nach draußen wird die heutige Realität des Geländes sichtbar, auf dem sich das ehemalige Häftlingslager von 1939 bis zur Auflösung des KZ im März 1945, und dann auch ungenutzt weiter bis 1946 befand. Man schaut auf Wiesenland, im Hintergrund werden vor wenigen Jahren errichtete Windkraftanlagen sichtbar. Der Blick ins Freie wird aber gebrochen durch eine auf das große Fenster angebrachte Fotografie des Barackenlagers, die im März 1946, und zwar ungefähr von der Position des heutigen Gedenkstättegebäudes, aufgenommen wurde. So hat man das ehemalige SS-Sonderlager/KZ Hinzert quasi unmittelbar vor Augen, das Bild fügt sich in die heutige eher idyllische Realität ein. Es wird dem Betrachter deutlich, dass man das Lager während seines Bestehens von der davor verlaufenden Straße, welche die Orte Hinzert und Reinsfeld verbindet, unmittelbar sehen konnte. Die Unterkünfte des Wachpersonals lagen auf der anderen, rechten Straßenseite, dem Häftlingslager gegenüber, wo heute der Friedhof angelegt ist.

Die Ausstellung selbst gruppiert sich in sieben Themenbereiche. Die Texte und Bilder sind auf Birkenholzpaneele gedruckt. Jeder einzelne Themenbereich hat ein eigenes großflächiges Hintergrundfoto und ist durch ein Eingangszitat gekennzeichnet. Einen ersten Einblick in die Ausstellung vermitteln die nachfolgend zitierten Einführungstexte zu den einzelnen Schwerpunkten:

### **Geschichte des Lagers**

Das SS-Sonderlager/KZ Hinzert bestand in den Jahren 1939 bis 1945. Es wurde ursprünglich als Polizeihäftlager, dann als »Arbeitserziehungslager« für am Westwall eingesetzte, im nationalsozialistischen Sinne straffällig gewordene, Arbeiter der Organisation Todt (OT) errichtet. Während des Zweiten Weltkrieges entwickelte es sich zu einem Konzentrationslager für Deportierte aus zahlreichen von der Wehrmacht besetzten Ländern. Aufgrund der verschiedenen Sonderfunktionen, die dem Lager im Laufe der



Zeit übertragen wurden, blieb es bei der Bezeichnung »SS-Sonderlager«, obwohl es vom Wirtschafts- und Verwaltungsamt ab 1942 wie ein Konzentrationslager geführt wurde. Insgesamt litten in den sechs Jahren des Bestehens mehr als 13 000 Männer im Lager unter dem Terror der SS.

Erster Kommandant des SS-Sonderlagers – diese Bezeichnung wurde ab November 1939 verwendet – war seit dem 9. Oktober 1939 Hermann Pister. Seine Nachfolge übernahm ab Dezember 1941 Egon Zill. 1940 war die Stellung des Lagers bereits »aufgewertet« worden, als es zum 1. Juli 1940 dem Inspekteur der Konzentrationslager unterstellt wurde. Eine weitere »Aufwertung« in dem KZ-System erfuhr das Lager am 7. Februar 1942 durch die Zuordnung zum Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt der SS (WVHA). Dies fiel noch in die Zuständigkeit Zills, der im April 1942 als stellvertretender Kommandant zum KZ Natzweiler im Elsass versetzt wurde. Als dritter Kommandant des Lagers Hinzert folgte ihm Paul Sporrenberg. Formal behielt das SS-Sonderlager/KZ Hinzert seine Eigenständigkeit, bis es am 21. November 1944 dem Konzentrationslager Buchenwald zugeordnet wurde.

Ob die verfügte Unterstellung auch tatsächlich in die Praxis umgesetzt wurde, ist jedoch unklar. Ein Luftangriff am 22. Februar 1945 zerstörte Teile des Lagers. Das Lager bestand bis zum März 1945, als es erst kurz vor dem Anmarsch amerikanischer Truppen teilweise geräumt wurde. Die meisten Gefangenen wurden unter Bewachung auf den Weg zum KZ Buchenwald geschickt. Mindestens drei Häftlinge überlebten den Marsch nicht: Wachmänner erschossen einen Franzosen, erschlugen einen Luxemburger und töteten einen weiteren Luxemburger mit einer Spritze. Beim hessischen Langendiebach wurden die anderen nach Buchenwald getriebenen Häftlinge befreit. Ein kleiner Teil der Häftlinge war jedoch im Lager unter Aufsicht verblieben. Nachdem sich die letzten Wachleute abgesetzt hatten, brachten ihnen amerikanische Soldaten Mitte März die Freiheit.

### **Die Häftlinge**

Unter dem Vorwurf mangelnder Arbeitsdisziplin oder »asozialen Verhaltens« wurden ab 1939 zunächst deutsche Arbeiter, die am »Westwall« oder später in verschiedenen Betrieben zwangsverpflichtet arbeiten mussten, in das Lager eingewiesen. Sie sollten dort im Sinne der Nationalsozialisten »umerzogen« werden. Als »Arbeitserziehungslager« fungierte das Lager in Hinzert aber nicht nur für deutsche Arbeiter, sondern während des Krieges auch für Zwangsarbeiter aus den besetzten Ländern. Nach dem Waffenstillstandsabkommen 1940 kamen Deutsche, aber auch Ausländer, die in der französischen Fremdenlegion gedient hatten, hinzu. So wurden z.B. 437 Fremdenlegionäre aus dem Internierungslager Fréjus im Juli 1941 nach Hinzert überführt. Große Häftlingsgruppen kamen vor allem aus Luxemburg. Die meisten Widerstandskämpfer dieses Landes ließ die Gestapo im nahe gelegenen Lager Hinzert einsperren. Umfangreiche Transporte von Häftlingen kamen auch aus Frankreich, Polen und der Sowjetunion in Hinzert an. Die Gefangenen aus Westeuropa waren zumeist politische Widerstandskämpfer. Bei den osteuropäischen Häftlingen handelte es sich überwiegend um nach Deutschland verschleppte Zwangsarbeiter. Nach dem vom Oberkommando der Wehrmacht am 7. Dezember 1941 herausgegebenen »Nacht-und-Nebel«-Erlass wurden von Mai 1942 bis Oktober 1943 fast 2000 zumeist französische, aber auch belgische und niederländische Mitglieder der nationalen Widerstandsgruppen nach Hinzert deportiert. Die »Nacht-und-Nebel«-Gefangenen (NN-Deportierte) sollten in ihrer Heimat spurlos verschwinden und unter

größter Geheimhaltung nach Deutschland verschleppt werden, um dort einem Sondergericht zur Aburteilung zugeführt zu werden. Angehörige erhielten über den Verbleib der Verhafteten keine Information. Für die NN-Häftlinge galt striktes Postverbot. Die NN-Gefangenen kamen zumeist über das Gefängnis Trier nach Hinzert. Von hier aus brachte man sie später in andere Strafanstalten (z.B. Wittlich und Diez), die in der Nähe eines Sondergerichtes (z.B. Köln, Wittlich) lagen, oder in andere Konzentrationslager.

Im Februar 1943 regelte die SS die Frage, wie mit polnischen Zwangsarbeitern, die »nordischen Rasseinschlag« aufwiesen und verbotene Beziehungen zu einer »reichsdeutschen Frau« unterhalten hatten, umzugehen sei. Polnische Männer, auf welche dies zutraf, sollten auf ihre »Eindeutschungsfähigkeit« überprüft werden. Der zeitliche Rahmen für eine solche Überprüfung wurde auf sechs Monate festgelegt. Am 2. Februar 1943 erfolgte die Anweisung, dass diese Gruppe für die Dauer der »Überprüfung« in das SS-Sonderlager Hinzert zu bringen sei.

### **Täter und Taten**

In den Anfangsjahren seit Herbst 1939 bestand die Wachmannschaft ausschließlich aus SS-Angehörigen. Ab 1943 kamen Polizisten und Wehrmachtsangehörige hinzu. Da immer wieder Aufseher zum Kriegsdienst abkommandiert oder in ein anderes Konzentrationslager versetzt wurden, gab es viele Wechsel innerhalb des Wachpersonals. Die Personalstärke schwankte oft, so gehörten z.B. 1940 am Jahresende 197 Personen der Wachmannschaft an, im Juli 1944 waren dagegen nur 117 Männer im Dienst. Die Zahl der KZ-Wachen wurde jeweils infolge der verschiedenen Verhaftungswellen mit größeren Häftlingsgruppen zeitweise erhöht und nach Entlassungen oder Verlegungen von Gefangenen in andere Lager wieder verringert.

### **Morde in Hinzert**

Im SS-Sonderlager/KZ Hinzert sind Gefangene einzeln oder in Gruppen gezielt erschossen oder mit tödlichen Injektionen ermordet worden. Viele andere Häftlinge kamen durch brutalste Misshandlungen um. Prozessakten und Anklageschriften gegen Angehörige der SS-Wachmannschaft enthalten zahlreiche Zeugenaussagen über Verbrechen von unvorstellbarer Brutalität und Grausamkeit an den Häftlingen des Lagers. So folterte z.B. die SS-Mannschaft die jüdischen Häftlinge Hanau und Baer und ertränkte sie anschließend in einem Trog. Sieben Flamen, die an Ruhr erkrankt waren, starben im Frühjahr 1943 durch Misshandlung und Entzug der medizinischen Betreuung.

Die Ermittlung aller Todesopfer des SS-Sonderlagers/KZ Hinzert war bislang nicht möglich. Gesichert sind auf Grund der Forschungen des Luxemburger Conseil National de la Résistance 321 Todesfälle. Es ist davon auszugehen, dass nach Kriegsende nicht alle Opfer gefunden werden konnten.

### **Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener 1941**

Aus dem 300 sowjetische Kriegsgefangene umfassenden Arbeitskommando des Truppenübungsplatzes Baumholder wurden am 16. Oktober 1941 von der Gestapo, 70 Männer »abgeholt«, um sie einer »Sonderbehandlung« zuzuführen. Grundlage dafür war der so genannte »Kommissarbefehl«. Diesem Befehl Hitlers zufolge sollten politische Offiziere (»Kommissare«), die in der Sowjetarmee für die kommunistische Schulung der Soldaten zuständig waren, nach ihrer Gefangennahme ermordet werden.



Blick über den Friedhof  
der Gedenkstätte  
zum Dokumentenhaus

Zwei Lastwagen brachten die 70 Kriegsgefangenen nach Einbruch der Dunkelheit in das SS-Sonderlager/KZ Hinzert. Den Ahnungslosen gaukelte man vor, sie müssten sich vor einem neuen Arbeitseinsatz einer medizinischen Untersuchung unterziehen und sich impfen lassen. Einzeln wurden sie in die Quarantänebaracke geführt, wo ihnen jedoch eine tödliche Zyankalilösung injiziert wurde. Noch während der Nacht verscharfte man die Ermordeten in den bereits vorbereiteten Massengräbern, die im Wald versteckt lagen.

### **Mord an Luxemburger Bürgern nach dem Streik von 1942**

Nachdem am 10. Mai 1940 die deutsche Wehrmacht Luxemburg besetzt hatte, verfolgte der Chef der Zivilverwaltung, Gauleiter Simon, eine rigorose Politik. Ziel war es, das Großherzogtum dem Deutschen Reich einzuverleiben.

Höhepunkt dieser Politik war Ende August 1942 die Einführung der Wehrpflicht zur deutschen Wehrmacht für alle Luxemburger der Jahrgänge 1920–1926. An dem daraufhin ausgerufenen Generalstreik, der ganz Luxemburg erfasste, beteiligten sich Arbeiter, Beamte, Studenten und Schüler. Einen Tag später verhängten die Deutschen den Ausnahmezustand und setzten ein Standgericht ein. Es tagte vorwiegend nachts im Gerichtsgebäude der Stadt Esch und in Luxemburg unter Vorsitz von Fritz Hartmann, dem Leiter der Staatspolizeileitstelle in Trier und Führer des Einsatzkommandos der Sicherheitspolizei und des SD in Luxemburg. Das Standgericht sprach zwanzig Todesurteile gegen willkürlich ausgewählte Streikteilnehmer aus, die in Hinzert in der Zeit vom 2. bis zum 9. September 1942 in unmittelbarer Nähe des Lagers vollstreckt wurden

### **Ermordung luxemburgischer Widerstandskämpfer**

Während verschiedener Razzien im Herbst 1943 verhaftete die deutsche Besatzungsmacht etwa 350 Luxemburger und ließ sie in das SS-Sonderlager/KZ Hinzert verschleppen. Die Gestapo ging nach ihren anschließenden Ermittlungen davon aus, dass bei der bisherigen Praxis des Sondergerichtes bei den anstehenden Verfahren mit 50 Todesurteilen zu rechnen sei. Die Gestapo warf den Festgenommenen vor, »Rädelsführer« des luxemburgischen Widerstandes zu sein. Die Verhafteten wurden beschuldigt, anderen

Luxemburgern, die sich der zwangsweisen Verpflichtung zur Wehrmacht entzogen hatten und notgelandeten alliierten Piloten geholfen zu haben. Aufgrund dieses Berichtes berief der Chef der Zivilverwaltung, Gustav Simon, Ende Januar 1944 eine Sitzung in Koblenz ein, an der u.a. auch der Leiter des Einsatzkommandos der Sicherheitspolizei und des SD in Luxemburg, Walter Runge, teilnahm. Das Ergebnis der Sitzung war, dass die Verhängung von etwa 50 Todesstrafen zum gegenwärtigen Zeitpunkt als politisch nicht günstig angesehen wurde. Die Ermittlungen sollten deshalb nicht an die Staatsanwaltschaft weitergegeben und die Zahl der Todesstrafen auf 25 reduziert werden. Die Übereinkunft wurde dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin vorgelegt, welches entschied, dass die 25 Luxemburger sofort zu erschießen seien. Als Warnung gegenüber dem wachsenden Widerstand der luxemburgischen Bevölkerung wurden am 25. Februar 1944 von SS-Hauptsturmführer Runge unter den Gefangenen 23 Personen ausgewählt, die dann beim SS-Sonderlager/KZ Hinzert ohne Gerichtsurteil erschossen wurden. Zwei weitere für die Todesstrafe vorgesehene Häftlinge waren zum Zeitpunkt der Aktion nicht im Lager Hinzert und überlebten.

### **Lageralltag**

Mit Gebrüll und Prügel wurden die neu ankommenden Gefangenen im Lager empfangen, gleichzeitig brachte die Wachmannschaft ihnen bei, dass im Lager alles im Laufschrift zu geschehen habe. Statt ihres Namens erhielten sie Häftlingsnummern, auf die sie bei Zuruf reagieren mussten. Nachdem sie auf dem Appellplatz einige Runden gelaufen waren, erfolgte die Rasur aller Körperhaare, das Duschen und Anziehen der Häftlingskleidung. Die Neuankömmlinge wurden zunächst für einige Tage in die Quarantänestube eingewiesen. Danach verteilte das Wachpersonal die neuen Häftlinge auf die Baracken im Lager und wies sie jeweils beim Morgenappell den Arbeitskommandos zu.

Angst vor willkürlicher Gewalt, Hunger und schwere körperliche Anstrengungen prägten den Alltag der Häftlinge. In der Regel mussten die Häftlinge im Sommer um 5.00 Uhr, im Winter um 6.00 Uhr aufstehen. Nach dem Stubenappell ging es zum Waschen und Ankleiden, Zimmermachen und zum so genannten »Frühspport«. Das anschließende Frühstück bestand aus Brot, etwas Margarine und Marmelade sowie sehr dünnem »Kaffee-Ersatz«. Weiter ging es im Laufschrift zum Morgenappell auf den Appellplatz. Anschließend mussten die Häftlinge zur Arbeit ausrücken. Für diejenigen, die im Lager blieben, gab es um 12.00 Uhr eine wässrige Suppe als Mittagessen. Danach wurde bis 18.00 Uhr weitergearbeitet. Im Anschluss mussten alle zum Abendappell antreten. Gegen 19.00 Uhr gab es wieder eine Suppe, oft genug aber auch nur »Tee«. Gegen 21.00 Uhr folgte die Stubenabnahme und anschließend war Bettruhe angesagt. Diese Zeiten konnten nach dem jeweiligen Einsatz der Gefangenen in den Arbeitskommandos sehr unterschiedlich sein. Je weiter der Arbeitseinsatz entfernt war, desto früher erfolgte das Wecken und entsprechend später die Rückkehr in das Lager.

### **Künstlerische Zeugnisse**

Einzigartige Eindrücke vom Alltag der Häftlinge im SS-Sonderlager/KZ Hinzert vermitteln die künstlerischen Zeugnisse von Inhaftierten, die noch während ihrer Haftzeit oder nach dem Krieg ihre schrecklichen Erlebnisse festhielten. Ihre Zeichnungen, Skulpturen, Linolschnitte und Plastiken bieten einen emotionalen Zugang für die Auseinandersetzung mit dem Leben und Leiden im Konzentrationslager.

Die während ihrer Haftzeit im SS-Sonderlager/KZ Hinzert entstandenen Bilder und Zeichnungen von Arthur Michel und Jean Daligault wurden von Mitgefangenen versteckt und konnten aus dem Lager geschmuggelt werden.

Die Linolschnitte Albert Kaisers, die Gemälde und Zeichnungen von Foni Tissen und auch die Skulpturen von Lucien Wercollier stammen aus der Nachkriegszeit.

### **Nach 1945**

Auf Veranlassung der französischen Militärregierung wurden nach 1945 die noch verwertbaren Baracken des früheren Häftlings- und des Wachmannschaftslagers verkauft. Das Terrain des ehemaligen Häftlingslagers wurde den Eigentümern zur landwirtschaftlichen Nutzung zurückgegeben.

Die französische Militärregierung ließ ab Frühjahr 1946 auf dem ehemaligen Gelände der SS-Wachmannschaft den Ehrenfriedhof anlegen. 1946 exhumierte eine französische Kommission die Opfer aus den Massengräbern und aus den Gräbern des versteckt am Waldrand befindlichen »Lagerfriedhofes«, auf dem die SS die Toten würde- und namenlos hatte verscharren lassen. Identifizierte französische und luxemburgische Opfer wurden auf Friedhöfe in ihrem Heimatland umgebettet. Die Toten, die nicht identifiziert oder die nicht in ihre Heimatländer überführt werden konnten, wurden auf dem neu angelegten Gedenkstätten-Friedhof beigesetzt. Gleichzeitig begann auf Initiative des Beurener Pfarrers Fortuin auch der Bau der Kapelle, die am 4. November 1948 eingeweiht wurde.

1960 kam auf dem Friedhof, auf dem die Holzkreuze durch Steinkreuze ersetzt wurden, eine Steinplatte hinzu mit den Namen und Herkunftsländern der bis dahin erfassten Toten. 1982 wurde eine erste Gedenktafel an der Friedhofskapelle angebracht. Im Laufe der Jahre kamen noch zwei weitere Gedenktafeln hinzu, eine von luxemburgischer und eine von französischer Seite. Als zentrales Mahnmal auf dem Friedhof wurde am 11. Oktober 1986 das Denkmal von Lucien Wercollier eingeweiht. 1989 gründete sich der Förderverein Dokumentations- und Begegnungsstätte ehemaliges KZ Hinzert e.V.

### **Gedenkarbeit in Hinzert**

Seit 1983 haben sich mehrere Schülergenerationen am Gymnasium Hermeskeil unter der Leitung von Herrn Volker Schneider in Projektarbeit mit der Aufarbeitung und dem Umgang mit der Geschichte des Lagers beschäftigt. So geht auf die Initiative der Schule der 1986 errichtete Gedenkstein für die im SS-Sonderlager/KZ Hinzert ermordeten sowjetischen Kriegsgefangenen zurück. Gemeinsam mit einer luxemburgischen Jugendgruppe gestaltete eine Schülergruppe des Gymnasiums in ihrer Freizeit das Terrain des ehemaligen Lagerfriedhofs als Gedenkstelle mit einer symbolhaft dargestellten Gewaltspirale.

Nachdem die Landeszentrale für politische Bildung unter der Leitung von Hans-Georg Meyer im Auftrag der Landesregierung eine Konzeption für die Gedenkstätte ausgearbeitet hatte (1991/1992), installierte sie seit 1994 ein Informationssystem, das die »Stätten der Unmenschlichkeit« im Umfeld des ehemaligen Lagers ausweist und in ihrer historischen Bedeutung erläutert.

Der rheinland-pfälzische Landtag fasste im Jahr 2002 einstimmig den Beschluss, ein Dokumentations- und Begegnungshaus neben der Gedenkstätte zu errichten. Es wurde am 10. Dezember 2005 eröffnet.

Zusätzlich gibt es an fast allen Stationen die Möglichkeit, über Monitore Zeitzeugeninterviews abzurufen. Vertiefende Dokumente sind in Schubladen integriert. Weiterführende Informationen oder auch die PC-Recherchemöglichkeit zu bestimmten Themen, nicht nur zur Geschichte des Lagers, bieten die Vertiefungsstationen. Die Ausstellung kann mit Hilfe eines Audioguide-Systems in deutscher, englischer, französischer und niederländischer Sprache erkundet werden.

### **Stätten der Unmenschlichkeit**

Im Umfeld der Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert befinden sich zahlreiche Gedenkstellen, die an die Leiden der Lagerhäftlinge sowie an verschiedene Morde an Häftlingsgruppen erinnern. An diesen »Stätten der Unmenschlichkeit« erläutern Informationstafeln in vier Sprachen das jeweilige Geschehen und ordnen es knapp in die historischen Zusammenhänge ein. Ein Lageplan zu diesen in einem Umkreis von etwa 5 km befindlichen »Stätten der Unmenschlichkeit« mit einer Wegskizze ist in der Gedenkstätte erhältlich. Für Gruppen besteht die Möglichkeit, sich bei guter Witterung per Bus in die Nähe dieser Gedenkstellen fahren zu lassen. Folgende historische Orte sind bislang als »Stätten der Unmenschlichkeit« ausgewiesen:

- Ehemaliger Quarzhitsteinbruch (Erschießungsstelle 1942)
- Gedenkstein Streikopfer 1942
- Luxemburger Streikopfer 1942 (am ehemaligen Massengrab)
- Ermordete sowjetische Kriegsgefangene 1941 (Information am Gedenkstein)
- Massengrab sowjetische Kriegsgefangene (an einer Grube)
- Opfer des Nacht- und Nebel-Erlasses 1942/43 (an einer Grube)
- Gedenkstein Widerstandskämpfer 1944
- Luxemburger Widerstandskämpfer 1942 (am ehemaligen Massengrab)
- Ehemaliger Häftlingsfriedhof 1942-1944
- Geplante Massenliquidierungsgruben 1944.

Die überregionale, internationale Bedeutung der Gedenkstätte und der mit ihr im Zusammenhang stehenden »Stätten der Unmenschlichkeit« wurde durch den rheinland-pfälzischen Landtag im September 2005 u.a. auch dadurch unterstrichen, dass ein Landesgesetz die Versammlungsfreiheit an diesen historischen Orten einschränkte. Dadurch soll eventuellen Störungen des Gedenkens an die Opfer durch neonazistische Kreise vorgebeugt werden. Die »Stätten der Unmenschlichkeit« werden wie die Ausstellung im Dokumentations- und Begegnungshaus und der Friedhof in die historisch-politische Bildungsarbeit der Landeszentrale für politische Bildung einbezogen, vor allem unter dem Aspekt des Erinnerns an die Opfer, die für Freiheit und Menschenwürde ihr Leben lassen mussten.

### **Pädagogische Möglichkeiten vor Ort**

Führungen von Schulklassen und Besuchergruppen können mit dem Sekretariat oder pädagogischen Mitarbeitern der Gedenkstätte abgesprochen werden. Dabei können die Führungen ganz individuell auf die verschiedenen Schultypen oder die methodischen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler und das vorhandene Vorwissen abgestimmt werden. Es empfiehlt sich, eine Führung mindestens drei Wochen vor dem Besuch telefonisch anzumelden, um den Besuch seitens Gedenkstätte bestmöglich vorbereiten zu können. Es können zeitweise auch Führungen für größere Gruppen (zwei oder drei Schulklassen) sowie Führungen in Fremdsprachen angeboten werden. Fahrkostenzu-



Fenster im Dokumentenhaus mit Blick auf das ehemalige Lagergelände und einem auf das Glas aufgebrachtem halbdurchsichtigen historischen Foto

schüsse für die Buskosten können für rheinland-pfälzische Schul- und Jugendgruppen gewährt werden. Die Anreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist sehr schwierig.

Studientage können ebenfalls von der Gedenkstätte organisiert werden. Morgens steht dabei meist ein Rundgang auf dem Programm. Da die Gedenkstätte nicht über eine Mensa oder ähnliches verfügt, kann das Mittagessen in einer Gaststätte in einem der benachbarten Ortschaften im Vorfeld abgesprochen und bestellt werden. Nachmittags können die »Stätten der Unmenschlichkeit« im Wald besucht oder ein gewünschtes Thema (z.B. künstlerische Zeugnisse von Häftlingen) anhand von Dokumenten behandelt werden. Interessierte Oberstufenschülerinnen und Oberstufenschüler, die im Rahmen ihrer Abiturqualifikation eine Facharbeit oder eine Besondere Lernleistung (BLL) anfertigen wollen, können die vorhandenen Archivbestände ebenso nutzen wie Referendarinnen und Referendare, die für das Zweite Staatsexamen eine pädagogische Hausarbeit schreiben möchten.

Pro Jahr werden mehrere Lehrerfortbildungen in Kooperation mit dem IFB Speyer durchgeführt. Die Themen und Termine stehen auf der Homepage der Gedenkstätte, der Landeszentrale für politische Bildung oder des IFB (<http://ifb.bildung-rp.de/>).

### **Beispiele aus der pädagogischen Praxis der Gedenkstätte Hinzert**

Im November 2009 ist in Zusammenarbeit mit dem pädagogischen Zentrum in Bad Kreuznach und den Gedenkstätten in Hadamar und Osthofen eine pädagogische Handreichung speziell für Schulen erschienen. In diesem Band werden nicht nur die Gedenkstätten und deren Entwicklung, sondern insbesondere auch die pädagogischen Möglichkeiten vor Ort, exemplarisch dargestellt.

Die Dauerausstellung in Hinzert eignet sich für Schulgruppen gut für die Methode des Stationenlernens. Schülerinnen und Schüler erarbeiten dabei mit Hilfe eines Arbeitsblattes die sieben Themenschwerpunkte der Dauerausstellung weitestgehend selbstständig. Das Fachpersonal der Gedenkstätte steht ihnen dabei als Ansprechpartner für Fragen jederzeit zur Verfügung. Je nach Schulart kann ein bestimmtes Arbeitsblatt eingesetzt werden, welches konkrete Fragen beinhaltet oder offener gestaltet ist und somit der



Lerngruppe größere Freiräume hinsichtlich der Gestaltung eröffnet. Die Vorgehensweise ist wie folgt:

Die Kleingruppen (3–6 Schülerinnen oder Schüler) dürfen sich die Station ein Themengebiet aussuchen, die sie besonders interessiert. Sie haben ca. 45 Minuten Zeit und die Aufgabe, gemeinsam zu überlegen, wie sie ihr Thema so zusammenzufassen, dass sie es in einer Präsentation den Mitschülerinnen und Mitschülern später vorstellen können. Wenn die Arbeit an einer Station beendet ist, können sie sich die nächste Station frei wählen. Nicht alle Stationen müssen bearbeitet werden. Es geht vielmehr darum, sich mit einer Station intensiv zu beschäftigen, bevor man zur nächsten weitergeht.

In einer sich anschließenden Präsentationsrunde werden die einzelnen Stationen vorgestellt, wobei sich die Schülerinnen und Schüler gegenseitig ergänzen können. Gleichzeitig wird das Arbeitsblatt während der Präsentation vervollständigt, um sicherzustellen, dass die Ergebnisse gesichert werden und sich alle einander zuhören. Wurde eine Station von keiner Gruppe bearbeitet, was normalerweise höchst selten vorkommt, übernimmt das Fachpersonal der Gedenkstätte diese Aufgabe. Das Arbeitsblatt kann dann im Unterricht weiter verwendet und ins Heft eingeklebt werden. Reicht die Zeit für die Besprechung nicht mehr aus, kann der Lehrkraft ein Musterbogen mitgegeben werden.



### Mappe »Spurensuche in Hinzert«

Diese Mappe wurde insbesondere für Schulkassen konzipiert und dient dazu, Schülerinnen und Schüler im Sinne des erweiterten Lernbegriffs und handlungsorientierten Lernens aktiv an der Führung durch die Gedenkstätte teilhaben zu lassen, indem sie nämlich vor Ort selbst etwas tun müssen. Die Mappen dienen dabei einem ähnlichen Zweck wie die Schülerarbeitshefte oder Schulbücher, die sie aus dem Geschichtsunterricht kennen.

Die Spuren auf dem Deckblatt werden immer undeutlicher und verschwimmen. Dies ist eine Anspielung darauf, dass vom eigentlichen Lager in Hinzert (fast) nichts mehr übrig ist. Die Schülerinnen und Schüler müssen ganz genau hinsehen, sozusagen auf Spurensuche gehen, um so zu erfahren, was ihnen dieser authentische Lernort über die Menschen erzählt, die hier unter dem Terror der SS gelitten haben oder ermordet wurden. Als Einstieg dienen acht Bilder, die größtenteils Auskunft über das frühere Lager geben, aber auch künstlerische Zeugnisse oder Wandinschriften der Gefangenen beinhalten, die bei der ersten Betrachtung nicht unbedingt mit einem KZ assoziiert werden, die aber deutlich machen, dass das Universum des KZ-Terrors noch weit größer war als bisher vermutet. Der rote Faden dieser Mappe sind die Erinnerungen eines französischen »Nacht-und-Nebel«-Häftlings (Joseph de La Martinière), der an verschiedenen Stellen (Ankunft im Lager, Außenkommandos) vom grausamen Lageralltag berichtet. Einem zur bloßen Nummer degradierten Häftling wird so für uns heute quasi wieder ein Gesicht und ein Name gegeben. Dadurch fällt es den Schülerinnen und Schülern leichter, Empathie mit den Opfern zu empfinden. Ein kleines Porträtfoto ist immer dann zu sehen, wenn der Zeitzeuge von bestimmten Ereignissen berichtet. Die Mappe ist so gestaltet, dass sich die Schülerinnen und Schüler aktiv einbringen können, indem sie Aussagen dieses Häftlings selbst vorlesen, Bilder beschreiben, Vermutungen äußern und sich durch die Auswahl des Bild- und Textmaterials bestimmte Erkenntnisse selbst erschließen können. Anhand eines Fotos z.B. können sie selbst erkennen, dass eine öffentliche Straße zwischen Häftlingslager und Wachmannschaftsunterkünften hindurch führte und die Bevölkerung vieles, was im Lager geschah, sehen konnte. Daraus können auch



Aufgenommen im Winter 1941/42. Das Lager von der Straße nach Beuren gesehen. Im Vordergrund der Bereich, in dem die SS-Wachmannschaften untergebracht war, im Hintergrund das Häftlingslager.

viele Fragen abgeleitet und Vermutungen geäußert werden: »Wie reagierte die Bevölkerung in der Umgebung, als sie die Häftlinge sah?« Joseph de La Martinières Berichte vermitteln dann einen Eindruck, wie die einheimische Bevölkerung damals reagierte.

»... Allerdings waren die Beobachtungen zu den Reaktionen der Bevölkerung nicht immer die gleichen. So kam es manchmal vor, dass einige Kinder von Reinsfeld die vorbeiziehenden Häftlinge schlugen oder mit Steinen nach ihnen warfen. Andere Kinder wiederum rollten Äpfel über die Straße, so dass die Gefangenen sie im Vorübergehen aufheben konnten; oder die Kinder legten für sie ihr Pausenbrot am Zaun der Schule nieder, wobei sie ihnen zuriefen: »Franzosen, gute Freunde.« Auch durch die Drohung der SS ließen sie sich nicht davon abhalten ...

... Man sah Frauen, die sich verstoßen eine Träne aus den Augen wischten... oder man hörte, wie sie offen gegen die schlechte Behandlung der Häftlinge protestierten. Einmal geschah es, dass ein Mann vor einem Haus das Bewusstsein verlor und zu Boden stürzte. Die dort verweilenden Frauen baten unter Tränen um Erlaubnis, ihn pflegen und ihm etwas zu essen geben zu dürfen, was ihnen natürlich verweigert wurde.«

(Quelle: Joseph de La Martinière, »Meine Erinnerung als NN-Deportierter«, Landeszentrale für politische Bildung (Hg.), Mainz 2005, S. 79/80)

Seit der Eröffnung des Dokumentations- und Begegnungshauses im Dezember 2005 wird der Trend erkennbar, dass immer häufiger Besuchsgruppen die Gedenkstätte besuchen und die Nachfrage nach geführten Rundgängen steigt. Die Gruppen bestehen hauptsächlich aus Schülerinnen und Schülern aller Schularten sowie historisch-politisch interessierten Erwachsenen- und Jugendgruppen, die nicht nur aus dem näheren Umfeld kommen, sondern zunehmend auch aus dem Ausland. Gerade in den Sommermonaten kann die Gedenkstätte viele Besucher(-gruppen) verzeichnen. Die Gedenkstätte bemüht sich, ihr pädagogisches Programm ständig zu erweitern und auszubauen.

**Dr. Beate Welter**, seit 2005 Leiterin der Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert  
**Steffen Reinhard**, Geschichtslehrer, seit 2008 für die Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert tätig.



Joseph de La Martinière  
 Beide Abbildungen:  
 Gedenkstätte  
 SS-Sonderlager/KZ  
 Hinzert/Landeszentrale  
 für politische Bildung  
 Rheinland-Pfalz

Alle Fotos: Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert, Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz

# Denkorte in Verden

## ÜBERLEGUNGEN ZUR ERINNERUNGSKULTUR UND DEMOKRATIEBILDUNG

*Christl Wickert*

Am 12. November 2009 stimmte der Kulturausschuss der Stadt Verden an der Aller mit einer Gegenstimme durch die Vorsitzende für ein Konzept zur Kenntlichmachung von Orten der Verfolgung und Orten der Täter im Nationalsozialismus. Ein Brandanschlag in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar 2007 auf einen Eisenbahnwaggon mit einer Ausstellung über die Zwangsarbeit in der NS-Zeit auf dem Gelände der Berufsbildenden Schulen am Stadtrand hatte breite Empörung ausgelöst<sup>1</sup> und die Diskussion ins Rollen gebracht.

Im Landkreis selbst existiert seit Jahren ein Netzwerk »Erinnerungskultur und Demokratiebildung« aus Lehrern, Erwachsenenpädagogen und Jugendarbeitern, Vertretern der ev. Jugendarbeit, der Bündnisse gegen Rechtsextremismus und Lokalhistorikern, die die Geschichte der authentischen Orte von Widerstand und Verfolgung sowie der Lager mit Jugendgruppen und Schulklassen aufarbeiten. In diesem Kreis wurde mit finanzieller Unterstützung des »Weser-Aller-Bündnis: Engagiert für Demokratie und Zivilcourage« (WABE) und des Bundesfamilienministeriums ein Konzept erarbeitet, dass die unterschiedlichen authentischen Orte der NS-Verbrechen und ihrer Folgen in der Stadt Verden zusammengefasst, um sie als öffentliche Orte, als Denkorte, erkennbar zu machen und vertiefende Informationen für Projektarbeit, vor allem mit Jugendlichen, zu bieten. Diese außerschulischen Lernorte zu Nationalsozialismus, Demokratiebildung und Menschenrechten richten sich sowohl an Anwohner und als auch auswärtige Besucher. Die dargebotenen Informationen dort ergänzen die Geschichten aus dem familiären Umfeld und bieten eine gute Grundlage für verbesserte Stadtführungen<sup>2</sup>.

Zur Kennzeichnung der Orte sind Informationsstelen vorgesehen, die sich durch ihre einheitliche Gestaltung und ihr Design von anderen Tafeln im öffentlichen Raum unterscheiden.<sup>3</sup> Jeder Ort bedarf einer kurzen Kontextualisierung, wobei klar herausgestellt werden muss, dass keine Einzelquelle (Dokument, Zeitzeugenbericht, Foto etc.) eine feststehende Wahrheit bedeutet, dass Kontroversen und unterschiedliche Sichtweisen von Sachverhalten/Ereignissen und Quellen die Multiperspektivität einer demokratisch verfassten Gesellschaft ausmachen.<sup>4</sup>

65 Jahre nach dem Ende der NS-Herrschaft verläuft der Prozess der Auseinandersetzung um die Form der Dokumentation der NS-Verbrechen nicht widerspruchsfrei. Natürlich äußern sich auch in Verden Vertreter einer »Schlussstrichmentalität« (»Verdener Leserbriefschreiber im November/Dezember 2007: »Belasten Sie nicht die jungen Menschen mit der Vergangenheit«<sup>5</sup>. Authentische Orte, die es überall im Deutschen Reich und den ehemals besetzten Gebieten gibt, sollen unsichtbar bleiben oder wieder unsichtbar (gemacht) werden. Sie stellen sich – bewusst oder unbewusst – gegen die seit dem 19. Jahrhundert wechselnden »Epochen des Gedenkens« über die Vergangenheit, denn niemand stellt Denkmäler zu anderen Zwecken in Frage. Sie widersetzen sich lediglich der Verarbeitung der NS-Verbrechen, die im Zentrum der heutigen Epoche der Gedenkkultur stehen.<sup>6</sup>

## **Verden im Nationalsozialismus**

Stadt und Landkreis Verden waren 1933–1945 »ganz normal«: Die kleine Außenstelle der Staatspolizeistelle Bremen verfolgte politischen Gegner, auch Menschen, die zu Gegnern erklärt oder von Nachbarn denunziert wurden. Die Kripo verfolgte vor Ort die »Berufsverbrecher«, die »Zigeuner«, die »Asozialen«, die Staatenlosen, die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen, was für viele von ihnen KZ und Tod bedeutete. Die Gerichte sprachen Recht auf der Basis von NS-Verordnungen und neuen Gesetzen. Juden waren von der Rassenpolitik betroffen. Sie wurden mit den Nürnberger Gesetzen 1935 ausgegrenzt und ihre Geschäfte wurden zerstört. Wenn sie nicht emigrierten, kamen sie in Konzentrations- und Vernichtungslager. Im Verlaufe des Krieges profitierten Betriebe, Landwirtschaft und Haushalte vom Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, in den letzten Kriegsmonaten befanden sich sogar zwei Außenlager des KZ-Komplexes Neuengamme im Landkreis.

Verden weist darüber hinaus eine Besonderheit auf: In Dauelsen befand sich eines der Mythenprojekte von Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei Himmler: der Sachsenhain. 1934–1936 als SS-Kultstätte – vom Reichsarbeitsdienst und örtlichen Baufirmen unter Mithilfe lokaler Handwerksbetriebe – errichtet, verlor er bald wieder an Bedeutung. Getragen wurde der Sachsenhain von der SS und der Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e.V., eine 1936 gegründete pseudowissenschaftliche »Forschungseinrichtung«, die die Rassentheorie von der Überlegenheit der nordischen Rasse durch archäologische, anthropologische und historische Forschungen untermauern sollte.<sup>7</sup> 1934–36 statteten Höhere SS-Führer Besuche ab, die später Karriere im KZ- und Vernichtungssystem machten.<sup>8</sup> Der Sachsenhain und die heutige Präsenz von Neonazis im Landkreis machen Verden und seine Umgebung zu einem besonders sensiblen Ort der Erinnerungskultur im lokalen und regionalen Politikfeld. Eine einheitliche Sichtbarmachung und organisierte Betreuung von Orten der Opfer und der Täter mit Informationstafeln soll die Einwohner und Gäste auch im Vorbeigehen aufmerksam machen, wenn sie es wollen, und so ein Zeichen gegen die Neonazis setzen.

## **Gedenken – Denkanstöße in die Zukunft**

Denkmäler gibt es heute überall. Kriegerdenkmäler<sup>9</sup> wurden manchmal auch direkt in Kirchen platziert, um der Kriegstoten aus den jeweiligen Orten zu gedenken. Auf Familiengräbern finden sich Namen und Lebensdaten von Gefallenen unabhängig davon, ob sie am Ort ihres Todes ein Grab gefunden haben oder nicht. Es entspricht ganz offensichtlich dem Bedürfnis der Überlebenden und Angehörigen der Gefallenen, ihnen einen Ort der Erinnerung zu geben.<sup>10</sup> Neben den drei Kriegerdenkmälern (1870/71er Krieg, Erster und Zweiter Weltkrieg) sind in Verden Erinnerungszeichen an Opfergruppen der NS-Zeit entstanden: Hierzu zählen die Zwangsarbeitergräber auf dem Domfriedhof, die Verzeichnung der in Theresienstadt verstorbenen deportierten Jüdin Bertha Lehmann auf dem Familiengrabstein auf dem Jüdischen Friedhof und das »Mahnmal für die jüdischen Opfer in Verden aus der Zeit der NS-Gewaltherrschaft«, die die Namen von Opfern bewahren.

## **Konzept zur Verknüpfung von Gedenkorten unterschiedlicher Zuschreibung**

In der Stadt und im Landkreis Verden gibt es in Erinnerung an die Missachtung der Menschenrechte unter der NS-Diktatur und ihre Folgen Orte mit positiven und negativen Konnotationen. Verden sieht mit den Planungen zu verschiedenen Denk-

orten eine der Zukunftsaufgaben auf dem Gebiet der Kultur- und Geschichtspolitik. Die Stadt möchte Denkmäler dort setzen, wo die Menschen leben und ihren Alltag verbringen. Fast 65 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gibt es fast keine Zeugen mehr. Öffentliche Erinnerungsorte, die zum Denken, Bedenken und Nachdenken anregen können, bleiben als wichtige Möglichkeit, die Geschichte im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu bewahren. Sie sollen Teil der öffentlichen Stadt-Bildung werden, häufig vermittelt durch Stadtführungen. Die Gesamtdimension der NS-Verbrechen aus politischen, rassischen und ideologischen Begründungszusammenhängen spiegelt sich hier auf der Mikroebene wieder und kann so nachvollzogen werden. Die Mitverantwortung der Zuschauer und der Zuarbeiter vor Ort verweist auf die Respektierung der demokratischen Grundrechte und deren aktive Verteidigung gegen politischen und religiösen Fanatismus.

Das Projekt »Stolpersteine« des Kölner Bildhauers Gunter Demnig markiert in Verden bereits 44 Orte in Erinnerung an die Opfer der NS-Zeit, indem er vor ihrem letzten Wohnort in vielen Städten Gedenktafeln aus Messing ins Trottoir verlegt.<sup>11</sup>

### **Bürgerschaftliche Betreuung der Ge-Denkorte**

Denkorte informieren<sup>12</sup>, wenn sich ein Fußgänger die Zeit nimmt oder bei mehrmaligem Vorbeigehen immer wieder einmal angebotene Informationen aufnimmt. Sie richten sich auch Gruppen mit einem Stadtführer. Denkorte sollten – nicht nur angesichts leerer öffentlicher Kassen – von Initiativen betreut werden, um sie vor Zerstörung durch die Witterung aber auch bei mutwilligen Eingriffen zu sichern. Es ist geplant, für die Betreuung einzelner Denkorte einen Preis auszuloben: Neben Schulprojekten könnten auch außerschulische Bildungsträger und Vereine sowie Gewerkschaften, demokratische Parteien und Kirchengemeinden Patenschaften für einzelne Orte übernehmen.<sup>13</sup>

Im Rahmen der regelmäßigen Pflege (Säubern, Laubbeseitigung etc.) erfolgt eine inhaltliche Beschäftigung mit dem jeweiligen Ort. Aus dem bereits recherchierten Quellenfundus erfolgt eine kleine Zusammenstellung von Materialien für die Projektarbeit. Die aktuellen Bezüge werden dann jeweils vom Betreuer der Gruppe hergestellt. Das können aktuelle Berichte aus der Tagespresse, Dokumentationen aus dem Fernsehen oder der Besuch einer bestimmten Veranstaltung sein. Als Beispiele aktueller Bezüge sind denkbar:

- Ort der zerstörten Synagoge – Religiöse Toleranz, religiöser Fanatismus
- Sachsenhain – Geschichtsverfälschung durch politische Instrumentalisierung
- Gräber von Zwangsarbeiterkindern – Kinderrechte, Kindesmisshandlung und -vernachlässigung
- Haus von General von Seydlitz – Brüche im 20. Jahrhundert, Verrat und/oder Widerstand;
- Verschleppung der Sinti und Roma – Toleranz für andere Lebenszusammenhänge und Kulturen<sup>14</sup>

Auch den Fragen nach den Tätern sollte in Informationstexten und Ausstellungen nachgegangen werden. Dabei gilt es zu bedenken: Auseinandersetzung kann Empathie, zumindest ein »Verstehen« der Akteure erzeugen. Hier gilt, wie Christopher Browning bemerkt, dass Erklären nicht »Entschuldigen« und Verstehen nicht »Vergeben« bedeutet. »Ohne den Versuch, die Täter in menschlicher Hinsicht zu verstehen, wäre [...] jede



Domfriedhof: Gräber von Zwangsarbeiterkindern.

historische Untersuchung [unmöglich], die sich mit den Holocaust-Verbrechern befasst. «<sup>15</sup> Denkmale (Leidensorte und Täterorte) erhalten erst durch das Erzählen ihrer Geschichte und soweit möglich ein Foto eines oder mehrerer betroffener und agierender Menschen ihre Plastizität. Gestaltungsprinzip soll es dabei sein, verlorene Informationen, Relikte, Dokumente und Fotos nicht nachzubilden. Vielmehr sollten die Lücken in der historischen Überlieferung gekennzeichnet werden.<sup>16</sup>

### **Konzeption einer Ausstellung im Außengelände des Sachsenhain**

Entlang des Findlingsrundweges informieren am Evangelischen Jugendhof in Dauelsen derzeit acht Tafeln über die Geschichte des Geländes von 1934 bis heute. Nachteile der Rundtafeln sind der überholte Stand zur Geschichte des Sachsenhains vor 1945 und die Vermischung der Geschichte des Jugendhofes mit der Entstehungsgeschichte des Geländes. Es empfiehlt sich eine Trennung der beiden Themen:

**1** Darstellung des Jugendhofes in der Nähe des Empfangsbereichs mit dem Hinweis, dass das Gelände nach einem Konzept der SS vom Reichsarbeitsdienst und örtlichen Baufirmen 1934–1936 errichtet wurde. Die Gestaltung sollte sich deutlich von dem weiteren Informationsbereich zum SS-Ort unterscheiden.

**2** Freiluftausstellung zur Geschichte des Sachsenhains 1934–1945, incl. Außenlager KZ Neuengamme, die sich in Design und Gestaltung an den Denkmälern in der Stadt orientiert: Zu begrüßen wäre eine Dekonstruktion des halbrunden Findlingsplatzes vor den Gebäuden des Jugendhofes durch Wegnahme zweier Findlinge im linken Bereich, zwischen denen acht bis zehn Themenstelen platziert werden. Die Stelen geben lediglich den Weg zum Rundweg nach links frei. Der Platz bliebe zu drei Viertel weiterhin als Spielort für die Besucher des Jugendhofes erhalten. Schwerpunkte sollten sein: Organisation und Selbstverständnis der SS sowie die Person Heinrich Himmler. Der Mythos Sachsenhain

kann als Beispiel für Geschichtsverfälschung und Instrumentalisierung von Geschichte, Baugeschichte, Geschichte der einzelnen Häuser genutzt werden. Hierzu müsste sowohl die Nutzung durch die SS 1934–1936, die mutmaßliche Nutzung 1936–1945; die Biographien der SS-Führer vor Ort dargestellt werden. Das KZ-Außenlager von 1945 kann mit Hilfe einer Stele – bewusst mit vielen Leerstellen, die die Wissenslücken zeigen – markiert werden, ebenso die nur unvollständig recherchierte Nachnutzung nach der Befreiung bis zur Übernahme durch die Evangelische Kirche.

### **Zentraler Denkort »Demokratie und Menschenrechte«**

Seit dem Brandanschlag auf den Güterwagen von 2007 wird über die Neukonzeption der auf dem Gelände der Berufsbildenden Schulen gezeigten Ausstellung nachgedacht. Unter Bezug auf das Schicksal der heutigen Verdener Bevölkerung, deren Eltern und Großeltern zu einem Großteil infolge des Zweiten Weltkrieges als Vertriebene hier angesiedelt wurden, wird neben dem Zwangsarbeitseinsatz in Verden auch Flucht und Vertreibung als Folge der NS-Diktatur thematisiert.

Die Verlegung der Ausstellung zum Zwangsarbeitseinsatz mit Ergänzungen in einem anderen Reichsbahngüterwaggon in die Stadt<sup>17</sup>, hat vier Vorteile:

- in einer inhaltlichen Bestimmung des neuen Standortes
- für eine bessere Sicherung vor Anschlägen (Vandalismus und Zerstörung) in einem extra zu errichtenden Gebäude
- durch eine Integration in die Selbstdarstellung der Stadt und ihrer Geschichte
- Änderungen in der inhaltlichen Schwerpunktsetzung.

Als Standort bietet sich die Nachbarschaft des Bahnhofes nicht nur wegen der zentralen Lage und Erreichbarkeit für Schulklassen und Jugendgruppen aus dem Umland und in direkter Nähe zur Stadthalle an, die durch Bürgerengagement mit Unterstützung der Stadt 2004 vor dem Verkauf an den NPD-Anwalt Jürgen Rieger bewahrt werden konnte. Vom Bahnhof wurden die Verdener Juden deportiert, hier kamen die Zwangsarbeiter 1940–1945 an und mussten weiter zum Arbeitsamt und durch die Stadt zu den Lagern und Arbeitseinsatzorten laufen. Im April 1945 war Verden im Rahmen der von der SS sog. »Evakuierung« von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen (in den Erinnerungen der Überlebenden oft Todesmärsche genannt) eine Durchgangsstation aus dem nordwestdeutschen Raum. Die Züge fuhren weiter in die Sterbelager nach Bergen-Belsen, andere auf Umwegen nach Sandbostel. Nach Kriegsende kamen an diesem Bahnhof die Flüchtlinge an, die die Stadt aufnehmen musste.

Die Ausstellung bedarf auch einer Ergänzung durch eine Außenstele (wie an den anderen Denkortern) mit einem Verweis auf den Brandanschlag vom 26. Januar 2007. Ebenfalls vor dem Waggon ist die Aufstellung eines Planes zu empfehlen, auf dem alle Lager und Arbeitseinsatzorte von Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und Militärinterierten sowie KZ-Häftlingen markiert sind. Zur Übersicht für Interessierte könnten an einer Außenwand des Gebäudes zwei bzw. drei zusätzliche – im Design den Informationstafeln an den Denkortern ähnliche – Schaukästen angebracht werden. Themen wären:

- Topographie der Verdener Stolpersteine,
- Topographie der Verdener Denkmale,
- Hinweisen auf Informations- und Arbeitsmaterialien, und ggf.
- Dokumentation von bürgerschaftlichem Engagement gegen die Aktivitäten der Neonazis mit der Möglichkeit, hier jeweils aktuelle Artikel/Flugblätter auszuhängen.



Gedenktafel gegenüber dem »Heisenhof«, die durch eine Denkort-Steile ergänzt werden sollte. Fotos: Christl Wickert, 2008

Der Waggon mit Ausstellung sollte nicht nur integraler Bestandteil der Stadtführungen sein, sondern auch als Ort für die Gedenkfeiern am Holocaust-Gedenktag am 27. Januar und am Volkstrauertag im November genutzt werden.

### Denkorte in der Stadt

Denkorte sind die ausdrückliche Ergänzung der Stolpersteine, die an den Wohnorten Deportierter nur deren Namen und Lebensdaten dokumentieren. Man kann hier BE-DENKEN ebenso wie NACH-DENKEN und GE-DENKEN. Es ist zu unterscheiden zwischen:

- Biografischen Orten (Wohn-, Verhaftungs- oder Haftorte von Widerstandskämpfern aus SPD und KPD, Wohnort General von Seydlitz etc.)
- Orten der Zerstörung
- Orten der Täter
- Orten der Verfolgung wie Lager oder Arbeitsplätze von Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen
- Grabstätten
- bereits vorhandenen Denkmälern mit Bezug auf den NS und seine Folgen, wie das »Vertriebenenedenkmal« im Bürgerpark und das »Mahnmal für die jüdischen Opfer in Verden aus der Zeit der NS-Gewaltherrschaft« hinterm Rathaus.

### Vertriebenenedenkmal im Bürgerpark

Eine Besonderheit stellt der Standort, der Bau und die Aussage des »Vertriebenendenkmals« im Bürgerpark dar: Es erinnert an das Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen, eine direkte Folge des NS-Terrorregimes und der Feldzüge im Zweiten Weltkrieg. Das Denkmal nimmt die Regionen auf, aus denen es Menschen nach Verden »verschlagen« hat. Es sollte als Denkort kommentiert werden: Der Text sollte die Schwierigkeiten



der Integration der Vertriebenen ansprechen, den Bildhauer benennen sowie die dort genannten Regionen erklären, insbesondere gilt dies für die Mark Brandenburg, denn unter den Bundesländern existiert heute wieder ein Land mit dem gleichen Namen.

Verden und seine umliegenden Gemeinden haben eine gemeinsame Geschichte, die sich auch in Denkmälern kennzeichnen lässt, wie beispielsweise das ehemalige Wohnhaus von Cato Bontjes van Beek in Fischerhude (1943 wegen Vorbereitung zum Hochverrat hingerichtet) oder das KZ-Außenlager Uphusen, der Platz der ehemaligen Synagoge und der jüdische Friedhof in Achim, Gräberfelder und Gedenksteine in Langwedel und Dörverden, der Zwangsarbeiterinsatz bei der Schießpulverfabrik Eibia in Dörverden etc.

Da letzteres sich genau gegenüber dem Privatgelände des inzwischen verstorbenen NPD-Anwaltes Jürgen Rieger (Heisenhof) befindet, sollte hier schnellstmöglich ein sichtbares Zeichen mit einer Stele gesetzt werden, das die derzeitige Gedenktafel ergänzt.

### Umsetzung des Gesamtkonzeptes

Nach der Zustimmung im Kulturausschuss wird der Stadtrat über das Konzept entscheiden, das aus zwei Teilen besteht, das Konzept zu den Gedenkorten wurde von Joachim Woock mit einem Plan zur pädagogischen Begleitung versehen. Die Verwaltung wird sich in Zusammenarbeit mit dem Netzwerk mit den Planungen des zentralen Denkmals befassen. Zu den bereits zugesagten finanziellen Mitteln werden weitere Gelder benötigt, um die Kennzeichnung der verschiedenen Denkmäler in Verden umzusetzen. Damit reiht sich die Kleinstadt an der Aller im Südosten Bremens vorbildlich ein in geschichtspolitische Auseinandersetzungen, die beispielsweise in Großstädten wie Berlin<sup>18</sup> und Wien<sup>19</sup> oder Dörfern wie Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb<sup>20</sup>, seit den frühen 1990er Jahren realisiert wurden.

**Dr. Christl Wickert**, Historikerin und Politologin, freie Mitarbeiterin in Gedenkstätten, Beratung und Konzeption von Ausstellungen, war mit der Erstellung des Konzeptes zur Erinnerungskultur und Demokratiebildung in Verden beauftragt.

*[www.geschichtsraum-wickert.de](http://www.geschichtsraum-wickert.de)*

- 1 Joachim Woock: Mahnmahl Zwangsarbeit auf dem Gelände der Berufsbildenden Schulen, in: Stiftung Topographie des Terrors (Hg.): Gedenkstättenrundbrief Nr. 136, 2007, S. 3–10.
- 2 Christl Wickert: Rahmenkonzept »Erinnerungskultur und Demokratiebildung«. Denkmäler in Verden, erstellt i.A. des Vereins für Regionalgeschichte e.V., Berlin/Zernien 2008. Meine Arbeit in und über Verden hat große Unterstützung durch das Netzwerk »Erinnerungskultur und Demokratiebildung« bekommen. Für diese Hilfe sowie die Betreuung durch Reinhard Köhler vom Evangelischen Jugendhof Sachsenhain und ganz besonders die Zeit und die Gespräche mit Joachim Woock, der mich zu den Orten der Verbrechen im Landkreis Verden führte und auf alle regionalspezifischen Nachfragen Material verlegte, haben mich sehr bereichert.
- 3 Stelen sollten überall nach dem gleichen Konzept wiedererkennbar gestaltet sein. Sie sollten kurze Texte enthalten und ggf. mit bis zu zwei Abbildungen (Foto oder Dokument) ergänzt werden. Sie bieten immer einen Bezug zum Leben eines konkreten Menschen (je nachdem Opfer oder Täter).
- 4 Thorsten Heese: Vergangenheit »begreifen«. Die gegenständliche Quelle im Geschichtsunterricht, Bad Schwalbach/Ts 2008 (Reihe: Methoden historischen Lernens).
- 5 Verden-Aller-Zeitung vom 16. 11. 2007.
- 6 Pierre Nora beschreibt dieses gesellschaftliche Verhalten in: Gedächtniskonjunktur, in: Transit 22 (2002), S. 18–31, hier S. 23.
- 7 Michael Kater: Das »Ahnenerbe« der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, München 2006.

- 8 Neben Heinrich Himmler beispielsweise der Inspekteur der Konzentrationslager Theodor Eicke, der damalige Esterweger Kommandant Karl Koch, der später die KZ Sachsenhausen, Buchenwald und Majdanek leitete oder der damalige Kommandant von Dachau Hans Loritz, der zuvor für das KZ Esterwegen und ab 1936 für das KZ Sachsenhausen die Verantwortung trug. Vgl. dazu: Christl Wickert: Die Formierung der SS in den frühen Konzentrationslagern 1933–1937, in: Günter Morsch (Hg.): Von der Sachsenburg nach Sachsenhausen. Bilder aus dem Fotoalbum eines KZ-Kommandanten, Berlin 2007, S. 195–201, hier S. 200.
- 9 Während sie bis in die 1930er Jahre hinein Stolz und Wehrwillen, oft sogar Revancheabsichten ausdrücken, mahnen heutzutage Kriegerdenkmäler zu Frieden und Respekt vor den Menschenrechten und sind ein Ort des Gedenkens an alle Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft (siehe Neue Wache in Berlin. vgl.: Meinhold Lurz: Kriegerdenkmäler in Deutschland, 6 Bände, Heidelberg 1985–1987; Reinhart Koselleck, Michael Jeismann (Hg.): Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München 1994.
- 10 Reinhart Koselleck: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden. In: Odo Marquart, Karl-Heinz Stierle (Hg.): Identität, Politik, Hermeneutik, München 1979.
- 11 Verdener Aller-Zeitung, 10. 4. 2008. Die restlichen 12 Stolpersteine wurden am 24. 4. 2009 verlegt.
- 12 Mahnmale mahnen, Gedenkstätten sind inzwischen nicht nur Orte des Gedenkens an die Opfer, sondern auch Museen und Bildungsorte.
- 13 Die Verfasserin betreute im Schuljahr 2000/2001 die Abschlussklasse der Realschule Curslack in Hamburg-Vierlande, die sich mit dem Weg der Häftlinge des KZ Neuengamme durch den Ort und ihre Leiden auseinander setzte. Die Klasse erhielt dafür den »Bertini-Preis für junge Menschen mit Zivilcourage gegen Vergessen für ein gleichberechtigtes Miteinander«, der seit 1997 jeweils am 27. Januar in Hamburg vergeben wird. Im Rahmen ihrer Schulabschlussfeier wurden fünf ausgewählte Orte mit Informationstafeln, die jeweils auch historische Fotos/Dokumente enthalten, mit Zuschüssen der Ortsverwaltung und der Kulturbehörde markiert, deren Pflege seither zweimal jährlich von der jeweiligen Abschlussklasse geleistet wird.
- 14 Vgl. dazu Verein für Regionalgeschichte Verden e. V./Netzwerk »Erinnerungskultur und Demokratiebildung«: Joachim Woock: Pädagogisches Konzept zum Rahmenkonzept »Erinnerungskultur und Demokratiebildung«, Verden März 2009.
- 15 Christopher Browning: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen, Hamburg 1993, S. 17.
- 16 Für ein nicht vorhandenes Foto eines Zwangsarbeiters, dessen Schicksal Erwähnung findet, sollte statt des Fotos eine umrandete Freifläche auf die Lücke hinweisen. Siehe entsprechende Gestaltung der Biografieordner in der Ausstellung »Dienststelle KZ Neuengamme: Die Lager-SS« in Hamburg.
- 17 Das Projekt wird neben Privatpenden bislang von der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«, der Körber-Stiftung, vom Kirchenkreistag Verden, von der Amadeu-Antonio-Stiftung, vom Verein Gegen Vergessen Für Demokratie und ggf. durch die Stiftung Niedersächsische Gedenkstätten mitfinanziert.
- 18 Flächendenkmal »Orte des Erinnerens« im Bayrischen Viertel mit Unterstützung des Kunstamtes Schöneberg oder »Geschichtsmeile Wilhelmstrasse« mit Unterstützung der Stiftung Topographie des Terrors.
- 19 Auf der offiziellen Website der Stadt Wien findet sich ein Link auf »Vertreibung und Ermordung« der Wiener Juden, der zu Orten und Ereignissen informiert. Mit dem Jüdischen Museum Wien wird eine Kennzeichnung der Orte mit entsprechenden Informationen geplant, wie sie bereits für das Thema »Alltag im Mittelalter« existiert.
- 20 Heute ein Stadtteil von Münsingen: Der 1996 eingerichtete Rundgang führt zu den Stätten jüdischer und christlicher Geschichte Buttenhausens in den letzten 150 Jahren mit einem Schwerpunkt auf den Orten der Verfolgung und Zerstörung.

# Rezension

JANINE DOERRY, ALEXANDRA KLEI, ELISABETH THALHOFER,  
KARSTEN WILKE (HG.),  
NS-ZWANGSLAGER IN WESTDEUTSCHLAND, FRANKREICH  
UND DEN NIEDERLANDEN. GESCHICHTE UND ERINNERUNG

Paderborn, 2008,  
Verlag Ferdinand Schöningh  
ISBN: 978-3-506-7648-4, € 29,90

*Juliane Brauer*

Im vorliegenden Band gelingt es Nachwuchswissenschaftler/-innen überzeugend zu verdeutlichen, dass in der mittlerweile umfassenden Konzentrationslagerforschung durchaus noch wichtige Themen unbearbeitet blieben. Der Tagungsband profitiert erheblich von der internationalen und interdisziplinären Ausrichtung des Workshops. Die Beiträger kommen aus den Disziplinen Geschichte, Kunstgeschichte, Architektur, Soziologie und Literaturwissenschaft. Die Sammlung von 15 Aufsätzen deutscher, französischer und niederländischer junger Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen geht zurück auf den 13. Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager, der im November 2006 in Saarbrücken stattfand. Damit steht der Tagungsband in einer Reihe von früheren Veröffentlichungen, die die Ergebnisse der zunehmend internationaler ausgerichteten Workshops dokumentieren.<sup>1</sup>

Die Herausgeber/-innen folgten mit einer Dreiteilung des Bandes den übergeordneten Forschungsfragen zum Thema der »NS-Zwangslager«. Im ersten Teil sind Aufsätze französischer und niederländischer Forscher/-innen unter der Überschrift: »Geschichte und Sozialstruktur« versammelt. Im zweiten Teil werden »Selbstezeugnisse als Quellen« thematisiert. Im umfangreichen letzten Teil definieren die Beiträger »Formen und Orte des Erinnerns« als zukünftiges Forschungsfeld und loten dieses beispielhaft aus. Jeweils am Ende des ersten und des dritten Teils geben die Herausgeber/-innen eine Zusammenfassung der Forschungsprobleme am Beispiel der Lager Natzweiler, Hinzert und Neue Bremm.

Die Aufsätze der französischen Teilnehmer Arnaud Boulligny und Vanina Brière im ersten Teil des Bandes beschäftigen sich mit französischen Häftlingen. Beide arbeiten vorrangig mit sozialstatistischen Methoden. Sie werten selbst erschlossenes statistisches Material aus, um sich jeweils dem soziologischen Profil der auf deutschen Reichsgebiet verhafteten französischen KZ-Häftlinge (Arnaud Boulligny) und der französischen Häftlinge im KZ Buchenwald (Vanina Brière) zu nähern. Einerseits gelingt es Beiden zu verdeutlichen, wie detailliert man mit solchen Herangehensweise Gruppenprofile erstellen kann. Andererseits ist erkennbar, dass das statistische Material allein nicht reicht, sich den konkreten Lebenserfahrungen der Gefangenen in den nationalsozialistischen Lagern zu nähern. Ebenfalls mit einem soziologischen Fokus widmet sich die Doktorandin Marieke Meeuwenoord den niederländischen Aufseherinnen im Konzentrationslager Herzogenbusch. Im Gegensatz zu den französischen Arbeiten berücksichtigt sie dabei aber nicht nur biografisch statistisch erfassbare Werte, sondern sucht auch

nach der Bedeutung von Freundschaften, Beziehungsnetzen, Erfahrungen von Gewalt und Tod.

Cédric Neveu verdeutlicht mit seiner Forschung über das vergessene Sicherungslager Schirmeck-Vorbruck im Elsass zum einen, wie viel Quellenmaterial im Einzelfall noch seiner Erschließung harret. Zum anderen zeigte er im Detail auf, wie sich die situativ reagierende deutsche Besatzungspolitik auf den Charakter der Unterdrückungsstrategien auswirkte. Eine Folge der von verschiedenen Kompetenzbereichen bestimmten Besatzungspolitik war die Vielzahl verschiedener Lagertypen mit in der südwestlichen Grenzregion des Deutschen Reiches. Darauf verweist insbesondere der Aufsatz von Elisabeth Thalhoffer und Karsten Wilke. Anhand der Entstehung und Typisierung der Lager Hinzert, Natzweiler und Neue Bremm wird hier die »Lagerpolitik als integraler Bestandteil der Annexions- und Nazifizierungspolitik« (S. 78) begriffen. Wohltuend und nicht selbstverständlich ist die sorgfältige Begriffsdiskussion der Lagertypen.

Der zweite Teil des Tagungsbandes verdeutlicht, wie nutzbringend ein interdisziplinärer Umgang mit den Quellen für die Konzentrationslagerforschung ist. Drei Beiträge beschäftigen sich mit der Sprache in den Konzentrationslagern. Kathrin Meß geht in ihrem Aufsatz der stark vom SS-Jargon geprägten Lagersprache im KZ-Ravensbrück nach. Dominique Schröder rückt aus literaturwissenschaftlicher Perspektive die in den Lagern entstandenen Tagebücher als Ergebnisse »sprachpragmatischer Handlungen« (S. 94) in das Zentrum ihrer Betrachtungen. Sie stellt sich der Fragen nach dem Umgang mit den Erfahrungen in den Lagern einerseits und der Funktion des Tagebuchführens andererseits. In ihrem theoretisch gehaltenem Artikel wird deutlich, dass mithilfe dieser Herangehensweise eine Binnenperspektive auf den Kosmos der Konzentrationslager und vor allem auf die Menschen, die dort leben mussten und starben, gelingen kann.

Das Tagebuch als prominentes Ego-Dokument rückt thematisiert auch Eva M. Moraal in ihrem Beitrag zu den »Sperrern« im Lager Westerbork. Hierbei wird deutlich, dass die von ihr bezeichneten »Holocaust-Tagebücher« (S. 123) Wahrnehmungen wiedergeben aber wohl kaum in der Lage sind »Wirklichkeiten« zu dokumentieren. Dieses Charakteristikum sprachlicher und künstlerischer Selbstzeugnisse aus den Lagern arbeitet Christiane Heß in ihrem Beitrag zu Zeichnungen aus dem Konzentrationslager Neuengamme heraus. Für sie sind diese vergessenen Selbstzeugnisse zurecht »Quellen zur Erforschung der Alltagsgeschichte der Konzentrationslager« (S. 134), die auch »Rückschlüsse auf Strategien des Erinnerens und Verarbeitens« (S. 135) zulassen.

Der letzte Teil des Tagungsbandes bedient einen zunehmend an Bedeutung gewinnenden Aspekt neuerer Forschungen zur Geschichte und Nachwirkung der Konzentrationslager: Formen und Orte des Erinnerens. Claudia Nickel beleuchtet informativ die Entwicklung der Erinnerung an die südfranzösischen Internierungs- und Konzentrationslager in der französischen Memorialkultur. Dorothee Wein fokussiert ihren Beitrag auf das Außenlager Hailfingen im Juni 1945. Anhand einer sehr genauen Rekonstruktion der Ereignisse um die Umbettung der Überreste der jüdischen Häftlinge gelingt es ihr, Einblick in Befindlichkeiten, Wahrnehmungen und Einstellungen der deutschen Bevölkerung kurz nach dem Ende des Krieges zu nehmen. Martina Staats weitet in ihrem Artikel über Bergen-Belsen die Perspektive auf bundesdeutsche Erinnerungskultur aus. In Betrachtung des frühen Erinnerungsortes Bergen-Belsen und seiner Umgestaltung zur Gedenkstätte in den frühen 1950er Jahren gelingt ihr überzeugend darzustellen,

dass Bergen-Belsen »als narrative Abbréviation für das Verdrängen bzw. Verschweigen der Vergangenheit« in der frühen Bundesrepublik Deutschland stand. (S. 191)

Genese, Rezeption und Memorialkultur thematisiert auch Andreas Ehresmann in seinem Beitrag über die Krematorien des KZ Neuengamme aus bauhistorischer Perspektive. Hierbei hebt er in seiner Analyse der Baugeschichten der verschiedenen Krematorien auf das »Gedächtnis des Ortes« (S. 204) ab. Régis Schlagdenhauffen wiederum beschäftigt sich als interessantes Pendant dazu in seinem vergleichenden Beitrag mit den nationalen Denkmälern zur Erinnerung an Opfergruppen des Nationalsozialismus und damit mit Rekonstruktionen von Erinnerungsrepräsentanten. Zum Abschluss skizzieren Janine Doerry und Alexandra Klei die Geschichte und Gestaltung der Gedenkstätten Natzweiler, Neue Bremm und Hinzert.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die interessanten Forschungsergebnisse sowie vielversprechenden methodischen Überlegungen aktueller Dissertationsvorhaben mit Spannung die fertigen Qualifikationsarbeiten erwarten lassen.

**Dr. Juliane Brauer** hat u.a. zu Musik im KZ wiss. gearbeitet und ist heute Mitarbeiterin des Projekts »Zeugen der Shoah. Das Visual History Archive in der schulischen Bildung« an der Freien Universität Berlin.

- 1 Bisher erschienen:  
Petra Haustein; Rolf Schmolling; Jörg Skriebeleit (Hg.),  
Konzentrationslager – Geschichte und Erinnerung.  
Neue Studien zum KZ-System und zur Gedenkkultur, Ulm 2001  
  
Sabine Moller; Miriam Rürup; Christel Trouvé (Hg.),  
Abgeschlossene Kapitel? Zur Geschichte der Konzentrationslager  
und der NS-Prozesse, Tübingen 2002  
  
Ulrich Fritz; Silvija Kavcic; Nicole Warmbold (Hg.),  
Tatort KZ. Neue Beiträge zur Geschichte  
der Konzentrationslager, Ulm 2003  
  
Ralph Gabriel; Elissa Mailänder-Koslov;  
Monika Neuhofer; Else Rieger (Hg.),  
Lagersystem und Repräsentation.  
Interdisziplinäre Studien zur Geschichte der  
Konzentrationslager, Tübingen 2004  
  
Akim Jah; Christoph Kopcke; Alexander Korb, Alexa Stiller (Hrsg.),  
Nationalsozialistische Lager. Neue Beiträge zur  
Verfolgungs- und Vernichtungspolitik und zur Gedenkstättenpädagogik,  
Münster 2006  
  
Wojtek Lenarczyk; Andreas Mix;  
Johannes Schwartz; Veronika Springmann (Hrsg.),  
KZ Verbrechen. Beiträge zur Geschichte  
nationalsozialistischer Lager und ihrer Erinnerung,  
Berlin 2007